

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 83 (1987)

Heft: 3-4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

CRISTIAN COLLENBERG: Wandel im Volkslied. Langfristige Veränderungen in der Zusammensetzung eines Volksliedbestandes, dargestellt am rätoromanischen Volksliedkorpus. Freiburg/Schweiz: Universitätsverlag 1986. 392 S. (Germanica Friburgensia, 9).

Dank den Feldforschungen Alfons Maissens wissen wir über den Kontext der in der katholischen Surselva und im Oberhalbstein einst überaus beliebten religiösen Lieder der 1690 erstmals gedruckten «Consolaziun dell'olma devoziusa» eingehend Bescheid (A. Maissen, A. Schorta, W. Wehrli: Rätoromanische Volkslieder. Die Lieder der Consolaziun dell'olma devoziusa, 2 Bde., Basel 1945). Über vierzig Jahre sollten vergehen, bis sich wiederum ein Bündner Romane mit dem Liedkorpus seiner Kleinsprache wissenschaftlich auseinandergesetzt hat. Collenbergs ausschliesslich weltliches Liedmaterial besteht aus rund 600 Texten, denen keine brauchbare Edition zugrunde lag: «Praktisch bedeutet das, dass ein sehr umfangreiches Liedmaterial analysiert, gegliedert und dargestellt werden muss, bevor man an die mehr theoretische Frage des Wandels herangehen kann» (S. 8). Zu diesen praktischen Erschließungsarbeiten gehören auch die zahlreichen deutschsprachigen Regesten im ersten Teil, ein Verzeichnis der Liedanfänge und ein kurzes Stichwortverzeichnis.

Der Autor der von Eduard Studer betreuten Dissertation untersucht den Zeitraum vom 17. bis zur Wende zum 20. Jahrhundert, das heisst, von den Anfängen der schriftlichen Liedaufzeichnungen bis zum Beginn der neuen Männerchorbewegung. Es muss dem Germanisten Collenberg zugute gehalten werden, dass er sich seriös in die modernen historisch-volkskundlichen Fragestellungen eingearbeitet hat. So vertraut er nicht blindlings den Editionen der Decurtinsschen Chrestomathie, sondern konsultiert wenn immer möglich die Originalquellen. Er weiss auch um die Problematik der Quellenlage: «Detaillierte Aussagen über den Wandel im Volkslied müssten von solchen Sammlungen ausgehen können, die in bestimmten historischen Studien die jeweilige Zusammenfassung des allgemein verbreiteten Liedbestandes so vollständig wie möglich wiedergeben» (S. 236).

Was den erwähnten Wandel des Volksliedkorpus anbelangt, so kann der Autor im zweiten Teil feststellen, dass bereits im 17. Jahrhundert das aus der Welt der Gebildeten stammende Erzähl lied die ältere Schicht des «autochthonen» Volksliedes zu überlagern beginnt.

Aber eben, die von Collenberg in verschiedenen Archiven aufgespürten Lieder sind nur ein Restbestand; was vom 17. bis frühen 20. Jahrhundert in den Sieben gestrenger Geistlicher, aufklärerisch gesinnter Volksfreunde und puritanischer Moralapostel hängengeblieben ist, können wir nicht mehr ausfindig machen. Dasselbe gilt für den Kontext der von Alphons von Flugi, Peider Linsel, Andrea Vital, Giachen Caspar Muoth, Hartmann Caviezel, Caspar Decurtins, Tumasch Dolf und Gian Gianett Cloetta im 19. und frühen 20. Jahrhundert aufgezeichneten Lieder. Sozialdaten von Sängerinnen und Sängern fehlen völlig, die Singgelegenheiten lassen sich nur noch bei den in das Brauchleben eingebundenen Liedern erschliessen. Das Interesse am Text war so zentral, dass nur Decurtins (wenigstens für die Surselva), Linsel, Dolf und Cloetta die Melodien mitliefern. Dennoch gelingen Collenberg aufgrund seines gestutzten Materials faszinierende Entdeckungen, wie direkte Abhängigkeiten seiner Lieder von deutschen Flugblättern sowie von französischen und italienischen Vorbildern.

Ursula Brunold-Bigler

URSULA BRUNOLD-BIGLER: Die Sagensammlung der Nina Camenisch (1826–1912) von Šarn. Disentis: Desertina Verlag 1987. 99 S.

Die Herausgeberin, die sich schon mehrfach als Kennerin der Volksliteratur und ihrer Probleme ausgezeichnet hat, legt in einem auch äusserlich ansprechenden Bändchen eine handschriftliche Sagensammlung von 1857 aus dem Kanton Grau-

bünden vor, und dies in einer Form, welche den Beifall von Liebhabern wie auch anspruchsvollen Fachleuten verdient.

In einer kenntnisreichen Einleitung wird zuerst die Sammlerin Nina Camenisch vorgestellt, die sich auch als ländliche Dichterin einen Namen gemacht hat. Im Auftrag des Historikers und späteren Regierungsrates Placidus Plattner brachte sie auf ihren Wanderfahrten 53 Sagen zusammen, die dann Plattner 1860 ohne Nennung der «Zuträgerin» zum Teil in der Bündnerischen Wochenzeitung veröffentlichte.

Die Thematik bietet nichts Aussergewöhnliches: Burgensagen, Hexengeschichten, Wildmannli- und Sennenerzählungen – auch «Die Sennenpuppe» (Nr. 48) –, «Naturmythen», dann etwa «Das Todtenvolk» (Nr. 34), «Das Thränenbekelein» (Nr. 35).

Was die Publikation über den regionalen Rahmen hinaus bedeutsam macht, wird aus Ursula Brunold-Biglers Kommentaren zu jeder Nummer und aus ihrer Einleitung deutlich: In jenen hat sie Parallelen aus bündnerischen und fremden Sammlungen zusammengetragen; dabei erwiesen sich nicht wenige Stücke als Erstaufzeichnungen. Vor allem aber konnten 22 Nummern der handschriftlich überlieferten Originale den gedruckten Fassungen Plattners gegenübergestellt werden. Die Herausgeberin nützt die Möglichkeit eines Vergleichs zu einer eingehenden Analyse der Abänderungen. N. Camenisch, Bauerntochter, belesen, im Welschland «gebildet», aber doch in enger Tuchfühlung mit den Leuten, hatte sich, nach ihren eigenen Worten, bemüht, «das Erzählte so treu und einfach als möglich» wiederzugeben (wenn auch auf hochdeutsch). Ihre schlichten Aufzeichnungen wurden von ihrem Auftraggeber nach eigenem Gutdünken stilistisch und inhaltlich im Sinn einer idealen Volkspoesie umgestaltet. Ursula Brunold-Bigler weist auch nach, dass mehrere Sagen durch verschiedene Kanäle in gedruckte Sammlungen des In- und Auslandes gelangt sind. Dieser «Austauschverkehr» führt zur ernüchternden Feststellung, dass offenbar «äusserst wenige» Gelehrte des 19. Jahrhunderts tatsächlich selber «mit einfachen, ungebildeten Menschen» gesprochen haben, «denn lagen einmal auf Feldforschung beruhende Resultate vor, wurden sie von verschiedenen Kompilatoren ausgeschlachtet» (S. 28).

Da die heutige Forschung die Frage der Authentizität von Sagen in ihrer Bedeutung sehr wohl kennt, wird sie mit Gewinn zu dieser Edition greifen. Nina Camenisch aber verdient als interessante Erscheinung Aufmerksamkeit, mehr noch: Sie darf als frühe Sagensammlerin mit Ehren genannt werden. Eduard Strübin

FRITZ KLAUS: Basel-Landschaft in historischen Dokumenten. 3. Teil: Im Zeichen des Fortschritts 1883–1914. Liestal 1985. 450 S., Ill. (Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Basel-Landschaft, 20/3).

Im Hinblick auf das 150-Jahr-Jubiläum des Kantons Basel-Landschaft (1982) beauftragte der Baselbieter Regierungsrat den Oberlehrer und Historiker Fritz Klaus mit der Erarbeitung einer mehrbändigen Dokumentensammlung zur Geschichte dieses jungen Gliedes der schweizerischen Eidgenossenschaft. In den Jahren 1982 und 1983 konnte der Autor die Bände 1 (Die Gründungszeit 1798–1848) und 2 (Der grosse Umbruch 1849–1882) vorlegen. Den 3. Band vermochte F. Klaus noch im Manuskript fertigzustellen, doch ereilte ihn am 24. September 1984 nach schwerer Krankheit der Tod. Die Vorbereitung zum Druck und Ergänzungen des Manuskriptes wurden dann von den Drs. *Eduard Strübin* und *Paul Suter*, den «Altmeistern» der Baselbieter Heimatgeschichte und Volkskunde, vorgenommen.

Hinter dieser mehrbändigen Dokumentensammlung, die seinerzeit vom Historiker Dr. Roger Blum angeregt wurde, steht die Idee, die Vergangenheit nicht eigentlich aus der Sicht der Gegenwart darzustellen, sondern die Zeitgenossen selbst zu Worte kommen zu lassen. Zu diesem Zwecke wurden Quellen verschiedenster Art, etwa Gesetzestexte und andere amtliche Dokumente, Zeitungen, Heimatkunden, Ortschroniken und private Aufzeichnungen, zusammengetragen. Aus der Flut der vorhandenen Dokumente in Archiven und Bibliotheken musste selbstverständlich eine sinnvolle Auswahl getroffen werden, wobei der Verfasser vor allem jene Texte in

die Edition aufnahm, welche die wichtigsten Schritte der Kantonsgeschichte aufzeigen und/oder welche beispielhaft den kulturellen Kontext beleuchten. Weil die Dokumentensammlung sich an einen sehr breiten Leserkreis wenden soll, wurden in vielen Quellen dem Autor unwesentlich erscheinende Passagen weggelassen, was man vielleicht bedauern kann. Zum besseren Verständnis wurde zudem Rechtschreibung und Zeichensetzung den heutigen Regeln angepasst.

Das für die Edition ausgewählte Textmaterial wurde in eine grosse Zahl von Kapiteln geordnet, die so überschrieben sind, dass der einen bestimmten Aspekt suchende Benutzer recht rasch zum Ziel gelangt. (Ein Gesamtregister wird erst im abschliessenden Band erscheinen.) In die Thematik der einzelnen Kapitel wird jeweils kurz eingeführt, und wo nötig stehen auch bei den Belegtexten kurze Erläuterungen und Kommentare. Den Texten angefügt sind die Quellenhinweise, die Literaturhinweise und allfällige Anmerkungen.

Wie die beiden ersten Bände ist auch der hier vorzustellende 3. Band reich an Schriftstücken, die den Volkskundler ganz besonders interessieren. Genannt seien hier etwa Texte über die Einführung der häuslichen Strom- und Wasserversorgung, über Staunen erregende Erfindungen (Telephon, Kinematograph, Phonograph), über die Flugtechnik («Vom Luftballon zur Flugmaschine»), wo selbstverständlich dem Baselbieter Aviatikpionier Oskar Bider gebührend Platz eingeräumt wird. Direkten Einblick in den Alltag um die Jahrhundertwende vermitteln auch Dokumente über das Schul- und Kirchenwesen (u. a. Auftauchen der Heilsarmee), über das Gesundheitswesen, über «Unglücksfälle und Verbrechen», welche oft auch die Kehrseite des technischen Fortschrittes sind, und über das Wohnen und Leben der Bevölkerung jener Zeit. Wir erfahren schliesslich im Originalton manches über Vereine, Feste und Feiern, über Brauch und Volksglaube sowie über die damalige Freizeitgestaltung («Sommerfrische und Winterfreuden»). Auch der berufliche Alltag von Bauernstand, Gewerbe und der nun zahlreicher werdenden Schicht der Fabrikarbeiter rückt näher; damals entstehen die ersten Industrie- und Pendlergemeinden. Bemerkenswerte Texte finden sich schliesslich im Kapitel «Ertüchtigung der Frauen statt Emanzipation», wo deutlich wird, wie entfernt man auch im Baselbiet der Jahrhundertwende war von einer Gleichberechtigung und welcher Art die praktische Ausbildung der Frau sein sollte.

Die Dokumentensammlung vermittelt jedem Interessierten wirklichkeitsnah, womit sich der Baselbieter um die Jahrhundertwende auseinandersetzte und wie es um die Akzeptanz der einzelnen Aspekte stand. Eine einzige Kritik sei angebracht: Leider wurde bei diesem 3. Band fast nur eine Zeitung («Basellandschaftliche Zeitung», Liestal) ausgewertet, was wohl das Bild etwas verfälscht.

Der vorliegende Band endet mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges und mit der bekannten Zürcher Rede «Unser Schweizer Standpunkt» des Baselbieters Carl Spitteler. Eine jüngere Historikergeneration wird nach dem Tode von Fritz Klaus die Dokumentensammlung bis an die Gegenwart fortführen und mit einem Gesamtregister abschliessen. Dannzumal wird Baselland über ein Quellenwerk besonderer Art verfügen, das eine wertvolle Fundgrube darstellt, welche man nicht genug schätzen kann.

Dominik Wunderlin

HEINRICH MEHL und HANS-ULRICH ROLLER (Red.): Bemalte Möbel aus Hohenlohe. Die Schreinerfamilie Rössler und ihr Umkreis. Mit Beiträgen von Sibylle Frenz, Heike Krause, Heinrich Mehl, Christian Carol Moser, Hans-Ulrich Roller, Ernst Stock und Birgit Unger. Hg. vom Verein Hohenloher Freilandmuseum in Verbindung mit dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Stuttgart: Theiss 1985. 172 S., 118 (davon 22 farbige) Abb.

Bücher über volkstümliche Möbel sind zuhauf auf den Markt gekommen in letzter Zeit, hauptsächlich über Süddeutschland und seine alpenländischen Nachbarn Österreich, Südtirol und Schweiz (vgl. besonders: *Bayern*: Gebhard 1973 – Neuaufl. – und 1982, Maierbacher-Legl/Schmid 1983, Maierbacher-Legl 1984 – alle Ober-

bayern; Krammer 1980 – Obstadt/Obb.; Seidl 1979, Bauer 1984 – beide Niederbayern; Fastner 1976 – Bayerischer Wald/Ndb.; Fuger 1975 und 1977 – beide Altbayern; Wagner 1983 – Oberfranken; Bedal 1980 – Mittelfranken; Seidel 1986 – Unterfranken; Müller 1975 – Nordschwaben; *Österreich*: Schmidt 1973, Lipp 1986 – beide ganz Österreich; Lipp 1978 – Oberösterreich; Colleselli 1980 – Tirol; Eisner/Moser 1982 – Kärnten; Moser 1979 – Liezen/Stm.; *Schweiz*: Gantner 1981 – ganze Schweiz; Steinmann/Venzin/Gut 1978 – Ostschweiz; Campell 1983 – Engadin; *Ostalpen*: Beitzl 1976, Schmidt 1977, List 1981, Schmidt/Müller 1982 – alle Österreich, Bayern, Schweiz; *Baden-Württemberg*: Walzer 1979 – ganz Baden-Württemberg; Metzger 1983 – Baden; Metzger/Vaculik 1983 – Odenwald). Die meisten dieser Bücher behandeln flächendeckend eine oder mehrere kleinere oder grössere Möbellandschaften, nur einige wenige speziell einzelne Möbelhersteller und ihre Werkstätten selbst. Einer der ersten überhaupt, der sich mit den Produzenten von Möbeln beschäftigt hat, war Torsten Gebhard 1936 mit seiner Untersuchung über das Tölzer Kistlerhandwerk zu einer Zeit, in der generell nur über das deutsche Möbel gearbeitet worden ist (Uebe 1924, Schöpp 1934, Döllgast 1938, Ritz 1939, Hahm 1939). Einer seiner wenigen Nachfolger ist Markus Krammer 1980 mit seinem Buch über die Obstädter Kistler. Eine solch verdienstvolle Arbeit liegt nun auch für das württembergische Hohenlohe und seine meisterliche Schreinerfamilie Rössler und ihren Umkreis in einem Sammelband aus der Feder von sieben Autoren vor: *Hans-Ulrich Roller* gibt eine «Einführung in die Erforschung bemalter Möbel. Bemalte Möbel in Hohenlohe zwischen 1600 und 1800» (S. 12–29), und damit in die allgemeine wissenschaftliche Problematik und den besonderen stilgeschichtlichen Werdegang des bemalten Möbels in einem eng begrenzten Verbreitungsgebiet um die Stadt Schwäbisch Hall. *Heinrich Mehl* und *Christian Carol Moser* beschäftigen sich, als Kernstück des Buches, mit den Themen «Lebens- und Familiengeschichte der Untermünkheimer Schreinerwerkstätten» (S. 30–40), «Werkstatt, Produkte und Kunden der Schreinerfamilie Rössler» (S. 41–90) und «Vom Stil der Rössler» (S. 92–128). *Ernst Stock* plaudert «Aus der Praxis eines Restaurators: Beobachtungen zur Schreinerarbeit und Maltechnik von Rössler-Möbeln» (S. 129–139), und *Birgit Unger* erweitert das Thema auf «Schreinermeister aus dem Umkreis der Rössler und dem übrigen Hohenlohe» (S. 140–152). Eher als Exkurs gedacht ist der Aufsatz von *Heike Krause* über «Die Kilianskirche zu Untermünkheim» (S. 153–163), der man den Beinamen «Rössler-Kirche» (S. 10) verliehen hat. Im Anhang hat *Sibylle Frenz* «Materialien zu den Schreinerfamilien in Untermünkheim» (S. 164–169) zusammengetragen, ein mühsames Geschäft, wie jeder Kundige weiss. Fazit: Eine fundierte Aufarbeitung einer ländlichen Möbelwerkstatt, hervorragende Fotos, eine Pflichtlektüre für jeden Volkskundler! Wofür die Autoren nichts können: die offensichtlich mangelnde Verpflichtung einer ehemals berühmten Handwerkerfamilie zur denkmalpflegerischen Fassadenrenovierung ihres Hauses mit pflegeleichter Pseudoklinkerverkleidung, proportionenzerstörender Fenstervergrößerung und totätugiger Isolierverglasung (S. 39). Helmut Sperber

BERNDJÜRGEN WARNEKEN: Populäre Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1985. 156 S. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 61).

Unter «populärer Autobiographik» versteht B.J. Warneken in seiner Studie «autobiographische Schriften, nämlich Briefe, Tagebücher und schriftliche Lebenserinnerungen [...], die von nichtprofessionellen Autoren weder der Ober- noch der intellektuellen Schichten stammen». Die schriftlichen Aufzeichnungen dieser «unteren Bildungsschichten» (mit welcher Bezeichnung der Begriff «Volk» und andere fragwürdige Bezeichnungen, wie «kleine Leute» usw., umgangen wird) gegenüber den in der «Oral-History-Forschung» im Vordergrund stehenden «historischen» oder «biographischen» Interviews aufzuwerten bzw. auf diese wichtige Quellengattung verstärkt aufmerksam zu machen – somit also den Topos von der «Beinahe-Schriftlosigkeit des

Volkes zu zerstören –, ist Ziel des aus zwei Aufrissen und drei detaillierten Fallstudien bestehenden Bandes.

Auf eine Darstellung des «unterschätzten Fundus» autobiographischer Schriften (Briefe, Tagebücher, Autobiographien, insbesondere solche, die aufgrund von Schreibaufufen entstanden sind) folgt ein «Gebrauchswertvergleich» zwischen schriftlichen Aufzeichnungen und biographischen Interviews, wobei es Absicht des Autors ist, Vor- und Nachteile bei der Erhebungs- und Quellenarbeiten einer (Alltags)-Geschichte von unten zu vergleichen sowie die «Nichtsubstituierbarkeit» der einen Methode durch die andere darzulegen. Die unter diesen Gesichtspunkten abgehandelten Fragen (Aufwand, Resonanz, Umfang, Themensteuerung, Realismusverlust durch «Literarisierung») werden dann anhand eines konkreten Beispiels veranschaulicht: Von einem schwäbischen Arbeiterbauern lagen ein lebensgeschichtliches Interview und völlig unabhängig davon geschriebene Lebenserinnerungen vor. In einer Textanalyse zeigt Warneken nun die formalen und gehaltsmässigen Unterschiede: beim Interview spontanes Vergegenwärtigen, sinnliche Konkretheit der Erlebnisschilderung, individualgeschichtliche Perspektive – in der schriftlichen Fassung fertige Darstellung, Genauigkeit des Chronistenberichts, gesamtgeschichtliche Sichtweise... Für die Alltagsgeschichtsforschung sind jedenfalls beide Formen von Bedeutung, weil sie unterschiedliche und einander ergänzende Akzente setzen.

Für seine empirischen Studien dienten dem Autor u. a. die Einsendungen zum 1976/77 veranstalteten Schreibwettbewerb des baden-württembergischen Landes-seniorenrates «Ältere Menschen schreiben Geschichte» als Grundlage (diese Aktion war mit über 1900 Antworten einer der erfolgreichsten Schreibaufufe der BRD). Da Auszüge 1980 publiziert wurden, kann Warneken die im Hauptstaatsarchiv Stuttgart liegenden Originaleinsendungen mit den edierten Fassungen vergleichen und in Form einer Analyse auch einen «Beitrag zu einer Sittenlehre der Edition populärer Texte» vorlegen. Dabei zeigt sich, wieviel Wesentliches selbst durch angeblich «behutsame» herausgeberische Veränderungen verlorengeht, und weiter, dass derlei «gereinigte» Rückgabe durchaus auch ideologische Zwecke verfolgen kann. Folgende Kritikpunkte am «öffentlichen Umgang mit populärem Geschichtsbewusstsein und populären Texten» werden herausgearbeitet und mit Zitaten aus Anthologie und Originalen belegt: – «Filetierung» (Textstückelung durch Herauslösen von Einzelheiten, Wegkürzen der Intentionalitätsindizien...), – Beigabe von Illustrationen, Vorworten und Titeln (welche zu Umwertung führen, «Harmonisierungsarbeit am Problemgehalt der Erinnerungen» leisten), – Stilkorrekturen (denen alltagsprachliche Formulierungen und damit alltagsweltliche Denkweisen zum Opfer fallen, die «säkularisieren» und «entliterarisieren», jedenfalls neutralisieren), – Sinnes-Wandlungen (die sich durch Kürzungen ergeben und die zu harmonischer Normalisierung sowie zur Tabuisierung von Originaltexten führen: «Zensur vollendet, was die Selbstzensur zu tun übrigliess»). Dass im untersuchten Sammelband die Zeit nach 1939 ausgeklammert wird, wiewohl sie im Schreibaufuf genannt war und sich allein 15 Prozent der Einsendungen mit dem Zweiten Weltkrieg beschäftigten, dass also der Herausgeber bewusst das zeithistorische Interesse der Einsender verdeckt hat, nimmt angesichts der anderen Eingriffe und der sich in ihnen manifestierenden Tendenz nicht wunder. Von künftigen Editoren kann erwartet werden, dass sie die Ergebnisse dieser Analyse bei ihrer Herausgebere Tätigkeit entsprechend berücksichtigen. Weiteres Fazit, das Warneken zieht: Die Mitbestimmung populärer Autoren über die Art und Weise der Textverwendung muss gewahrt bleiben, soll wirklich authentische Geschichtsforschung gefördert werden.

Mit einer Interpretation der Erinnerungen des oben schon erwähnten Arbeiterbauern (hinsichtlich Themenbereichen, Schreibzweck und -gegenstand, Lebenszielen des Autors, der «biographischen Bilanz») und einer Studie über die Schreibpraxis älterer Gelegenheitsautoren, in welcher die Ergebnisse einer Umfrage bei Einsendern zweier Schreibaufufe präsentiert werden (in ihr werden künftiger Forschung auf diesem Gebiet weitere Aufgaben zugewiesen: Entwicklungsbeziehungen zwischen den verschiedenen Praxisfeldern des Schreibens, Rezeptionskreise und -for-

men ungedruckter Populärliteratur), endet der Band. Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Personen-, Orts- und Sachregister runden das Buch ab, das insgesamt eine wertvolle Ergänzung und Erweiterung der umfangreichen Oral-History-Literatur darstellt. Bleibt abschliessend zu hoffen, dass Warnekens Anregung, die Gründung eines «Instituts für populäre Schreibkultur», einmal verwirklicht werden kann – in ihm hätten die Schreiber als die Betroffenen wohl einen höheren Stellenwert, als sie ihn als mündliche Lieferanten einer an Alltagsgeschichte interessierten Wissenschaft heute zumeist besitzen.

Olaf Bockhorn, Wien

RENATE BROCKPÄHLER: Bauerngärten in Westfalen. Mit Fotos von Dieter Rensing. Münster: Copenrath 1985. 184 S., Abb., Karten (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 45).

Der Bauerngarten erfreut sich zur Zeit, wie die vielen Veröffentlichungen zeigen, eines wachsenden Interesses. In Zeitschriften und Zeitungsartikeln mehren sich die Überschriften wie «Bauerngärten kommen wieder in Mode». Renate Brockpähler, die Verfasserin des Buches «Bauerngärten in Westfalen», ist aber sicherlich nicht einfach einem Modetrend gefolgt. Ihr Anliegen war vielmehr volkskundlicher Art. Sie versuchte den wichtigsten Zeugen des Bauerngartens, den Bauern selber, sprechen zu lassen. Um Zeugnisse solcher Art zu bekommen, hat die Volkskundliche Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in den Jahren 1982/83 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf ihre Anregung zum Thema Bauerngärten befragt. Dazu wurde eine Frageliste erstellt; sie gelangte auch in regionale Zeitschriften und Zeitungen. Insgesamt gingen 41 Berichte ein. Die Verfasserin übernahm rund 25 in ihr Buch. Die anderen gelangten ins Archiv oder wurden mindestens in den Text des Buches mit einbezogen. Das Material, das hier zusammenkam, ist von überraschender Fülle. Die Berichterstatter sind mehr oder weniger alle um die Jahrhundertwende geboren worden. Häufig umschreiben sie aber auch den Garten ihres Elternhauses; somit wird ein Zeitraum von etwa hundert Jahren erfasst. Der Schwerpunkt liegt ungefähr im Zeitraum 1900–1930. Die Dokumente sind sehr persönlich. Da ist immer wieder von der harten Arbeit die Rede.

Dennoch weht ein Hauch von Alltagspoesie durch die Berichte. Immer wieder spürt man die Liebe, mit der die Gartenarbeit vollführt wurde. Der Garten war in allererster Linie Nutzgarten. Dennoch bot sich doch auch am Sonntag Gelegenheit, die Früchte der Arbeit zu geniessen und den Garten den Verwandten und Bekannten vorzuführen. Gesprochen wird über die Aufteilung, über die Einfassung der Beete; in gut zwei Drittel der Berichte wird von Buchs gesprochen. Er ist aber heute, genau gleich wie in der Schweiz, nur noch in Relikten vorhanden, was wohl mit der besonderen Pflege zusammenhängt. Berichtet wird auch von der Umzäunung, sei es nun ein Holzzaun oder eine Hecke. Wir erfahren schliesslich vieles über den Pflanzenbestand; auch hier wieder fällt eine gewisse Verwandtschaft mit schweizerischen Gärten auf. In manchen Berichten werden auch alte Bauernregeln zitiert. In einem prägnanten Schlusskapitel «Bauerngärten – gestern, heute, morgen» fasst die Verfasserin das Wesentliche zusammen. Für sie ist der Bauerngarten nicht nur ein Kultur- oder Naturdenkmal, sondern ein lebendiger Organismus. Ein Leckerbissen auch für Schweizer bietet das Kapitel «Brauchtümliches», das erstaunlicherweise an den wissenschaftlichen Apparat angehängt worden ist. Da ist die Rede von den Eisheiligen, vom Faulbaum, da werden religiöse Bräuche besprochen, und der Garten erscheint auch in der Volkspoese. Schliesslich enthält das Buch auch ein Verzeichnis von Bauerngartenblumen. Ein Lob gebührt auch der Aufmachung; ausgezeichnete Schwarzweissbilder wechseln mit wunderhübschen Farbfotos und vielen Vignetten ab.

Albert Hauser

HILDEGARD GANTNER-SCHLEE: Der Maler Johannes Senn 1780–1861. Liestal 1985. 148 S., Ill. (Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Baselland, 26).

Nachdem sich Hildegard Gantner-Schlee vor geraumer Zeit mit dem Historien- und Schlachtenmaler Karl Jauslin auseinandergesetzt hat, würdigt sie in der nun vorliegenden Schrift das Werk eines anderen Baselbieter Künstlers. Dieser ist allerdings in seiner Heimat praktisch vergessen, da er dort auch nur wenig künstlerische Werke hinterlassen hat. Die bedeutendste Station in seinem Leben ist der Aufenthalt in Dänemark (1804–1819), wo man Teile seines umfangreichen Œuvre sehr wohl kennt und auch heute noch schätzt. Nach Dänemark gelangte er zusammen mit dem Zürcher Künstler Jacob Rieter (1758–1823), der die Absicht hegte, dort eine Bildgattung einzuführen, die in der Schweiz schon sehr beliebt war: das Trachtenbild. 1805/06 erschien dann die Bilderserie «Dänische Nationale Trachten», mit Darstellungen aus den damals zum Königreich gehörenden Herzogtümern Schleswig und Holstein. Die gemeinsam geschaffene Bilddokumentation umfasst 72 in Kupfer gestochene und mit Aquarellfarben kolorierte Blätter, welche die Figuren im Umriss zeigen und die z.T. an Kaufrufbilder erinnern.

Senn befasste sich auch nach der bald nach dem Erscheinen erfolgten Abreise Rie- ters weiterhin mit der Darstellung von Kleidertrachten. Er trug sich sogar mit der Absicht, das europäische Volksleben im Bilde festzuhalten, was dann aus finanziellen Gründen (leider) scheiterte.

Senn schuf neben den wichtigen Bildquellen zur Volkskultur Schleswig-Holsteins, Dänemarks und Norwegens auch viele andere Arbeiten, sogar Porträts der königlichen Familie. Die nach seiner Rückkehr in die Schweiz – namentlich in Basel und Zofingen – entstandenen Werke, vor allem Lithographien und kleinformatige Aquarelle mit oft religiösen und historischen Themen, zeigen den Künstler als «Kleinmeister».

In der reich und sorgfältig illustrierten Publikation versucht Hildegard Gantner-Schlee nicht nur die Lebensstationen und die bildnerischen Werke von Johannes Senn vorzustellen, sondern sie zeigt trotz spärlich vorhandener biographischer Nachrichten auch den Menschen, der sich engagiert mit seiner Zeit auseinandergesetzt hat. Darüber sind wir dank seinen Aufzeichnungen recht gut informiert. Es handelt sich dabei um einen utopischen Gesellschaftsroman und um «Mein Spiegel», eine Sammlung von Gedanken zu politischen, militärischen, religiösen, pädagogischen und allgemein weltanschaulichen Fragen, die er zwischen 1809 und 1840 notiert hatte. Kulturgeschichtlich interessante Ausschnitte aus den beiden Manuskriptbänden werden in der vorliegenden Publikation erstmals zugänglich.

Wir erachten es als ein grosses Verdienst, dass Frau Gantner mit dieser Arbeit einen Künstler der Vergessenheit entrissen hat, der namentlich durch seine Trachtenbilder für die Kostümforschung eine keineswegs unwesentliche Bedeutung hat. Dass wir in der sorgfältig recherchierten Arbeit auch viel darüber erfahren, in welchem Umfeld diese wichtigen Bildquellen entstanden sind, haben wir bei der Lektüre besonders geschätzt. Der im Kantonsverlag von Senns Heimat erschienenen Publikation ist zu wünschen, dass ihr gerade auch in Norddeutschland und in Skandinavien die gebührende Beachtung zuteil wird. Dominik Wunderlin

HERBERT SINZ: Lexikon der Sitten und Gebräuche im Handwerk. Mit einem Vorwort [richtig: Geleitwort] von Paul Schnitker. Freiburg im Breisgau/Basel/Wien: Herder 1986. 222 S., 20 [nicht: 21] Abb. (Herderbücherei, 1263).

Es ist schon ganz schön kühn und vermessen, ein dünnes schmales Taschenbüchlein mit 202 Seiten Haupttext und 389(!) Stichworten (S.15–216) ein «Lexikon» zu nennen. Von letzteren gelten 108 einigen alten und überwiegend modernen Handwerks- und anderen Berufen, angesichts mehrerer Hundert ausgestorbener und vieler Tausend heutiger Berufe glatter Hohn. Und um gleich bei der Statistik zu verweilen: Von den verbleibenden übrigen 281 Stichwörtern beziehen sich auf *Brauch* (einschliesslich Zunft, Recht, Fürsorge) 117, *Realien* 34, *Handwerk und Arbeitsweise* 26, *Tracht, Kleidung, Mode und Toilette* 21, *Personen und Namen* 20, *Arbeitssuche und -bedingungen* 16, *Volks glauben* 14, *Nahrung* 9, *Haus und Hof* 9, *Verhaltensregeln* 6, *Gesundheit*

und *Hygiene* 5 sowie *Sprache* 4. Fast ohne Ausnahme kränken diese Stichwortbeiträge allgemein daran, dass sie undifferenziert für das gesamte deutsche Sprachgebiet Gültigkeit haben sollen und deshalb für landschaftliche Besonderheiten gar kein Platz bleibt. Beleg-, Fundstellen- und Literaturangaben bei den einzelnen Artikeln fehlen überhaupt. Das Literaturverzeichnis mit spärlichen 63 Titeln (12 zusätzliche Hinweise auf Archive bringen nichts) kann kein ausreichender Ersatz dafür sein. Die begleitenden Abbildungen beschränken sich auf die üblichen von Amman, Weigel und der Zwölfbrüderstiftung oder sind überflüssig (S. 33, 47; 44), undatiert (S. 100, 163), unlokalisiert (S. 13, 16, 25, 33, 47, 91, 166, 187, 210) und beides zusammen (S. 24, 77, 85, 128, 197). Nicht ein jeder Leser bringt Dürer, Amman, Sachs und Schembartlaufen mit Nürnberg und dem 16. Jahrhundert in Zusammenhang, und der Fachmann (oder ist das «Lexikon» für diesen etwa gar nicht gedacht?) möchte gern die Bildquelle z. B. der sehr ergiebigen Abbildung auf S. 91 (die umständliche Identifizierung der Bilder könnte bei entsprechender Durchnummerierung vermieden werden) erfahren. Das «Quellenverzeichnis der Bilder» erfüllt dieses Versprechen nur zum Teil; die Abbildung auf S. 85 ist doppelt genannt. Unerfindlich auch, warum die fünf Zitate und Sprüche über das Handwerk so deplaciert auf den ersten und letzten Seiten (S. 5, 11, 216, 217, 222) verteilt sind.

Auch mit dem Inhalt der Stichwortartikel tut man sich schwer. Wahlos herausgegriffen: Was unter «Bauweise» (S. 29) subsumiert wird, ist so allgemein gehalten, dass auf diesen Artikel getrost ersatzlos verzichtet werden könnte. «Betonbauer» (S. 31): Der Erfinder des Stahlbetons ist J. Monier (nicht: Moniet), nach ihm benannt das Moniereisen. Die Entwicklung der «Betten» (S. 31) stellt sich einem Sachvolkskundler wie dem Rezensenten ein bisschen anders dar, ausserdem zeit- und landschaftsgebunden so unterschiedlich, dass das Gebotene schlicht ein Gemeinplätzchen ist. In Zunftangelegenheiten scheint sich der Autor besser auszukennen, nach kurzer Lektüre greift der Rezensent dann aber doch lieber zu Michael Stürmers *Herbst des Alten Handwerks*¹ und weiss sich dort sicherer. Unbestritten besteht ein Bedarf an solchen Speziallexika, wenn sie die Erwartungen, die man in sie setzt, auch erfüllen, und es ist erfreulich, wenn lebenslang zusammengetragene Zettelkästen der Allgemeinheit erschlossen werden. Als Reiselektüre (zum Wegschmeissen nach Gebrauch) ist das Buch wohl zu schade, dem interessierten Laien sicherlich gar eine Hilfe, dem Fachmann aber nur eine Belastung seiner Bibliothek. Leider!

Helmut Sperber

UMBRUCH IM BERGGEBIET. Die Entwicklung des schweizerischen Berggebietes zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit aus ökonomischer und ökologischer Sicht. Hg. von Ernst A. Brugger, Gerhard Furrer, Bruno Messerli und Paul Messerli. Bern: Haupt 1984. 1097 S., 73 Abb., 143 Zeichn., 110 Tabellen.

Der Untertitel des über 1000seitigen Werkes, an dem 64 Autoren beteiligt sind, provoziert zur Frage, wo denn die kulturelle und soziale Sicht geblieben sei. Die versammelten Aufsätze enthalten weitgehend Erkenntnisse aus den beiden Nationalen Forschungsprogrammen «Man and Biosphere» und «Regionalprobleme in der Schweiz». Das erste Programm war vor allem ökologisch orientiert, von der UNESCO initiiert und von Geographen betreut. Das zweite stammt aus den Küchen des eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartementes BIGA (Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit) und der ZRW (Zentralstelle für regionale Wirtschaftsförderung). Beide Programme, die in der ersten Hälfte dieses Jahrzehnts durchgeführt wurden, sollten anwendungsorientiert sein und «damit eine problem- und zielorientierte Sichtweise des Wandels im Berggebiet geben», wie es im Vorwort heisst. Anlässlich der wissenschaftlichen Diskussionen an der Jahresversammlung der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft im Sommer 1985, die den Berggebieten, ihrer Kultur und Sprache gewidmet waren, beklagte der Berner Ethnologe

¹ *Michael Stürmer* (Hg.): *Herbst des Alten Handwerks. Quellen zur Sozialgeschichte des 18. Jahrhunderts*. München 1979 (dtv-dokumente, 2914).

Daniel Kessler in seinem Überblick über aktuelle ethnologische Untersuchungen im Alpenraum, dass Volkskundlern und Ethnologen offenbar kaum zugetraut werde, etwas über die Entwicklung des Alpenraumes zu sagen. Im Abschnitt soziokulturelle und politische Prozesse von Umbruch im Berggebiet ist ein einziger volkskundlicher Aufsatz zu finden, bezeichnenderweise mit dem Titel «Sitten, Bräuche und Traditionen als Faktoren der regionalen Identität». Der Aufsatz stammt aus der Feder von *Arnold Niederer*, und er ist sehr lesenswert. Niederer bezieht sich weniger auf die unter seiner und der Leitung des Neuenburger Ethnologen Pierre Centlivres ausgeführten Forschungen zur regionalen Identität im Forschungsprogramm «Regionalprobleme» als auf neuere Erkenntnisse der funktional ausgerichteten Brauchtumsforschung für den Alpenraum, die er während der letzten 30 Jahre selber stark prägte. Mit seiner Warnung vor der Überschätzung der «integrativen und identitätsbildenden Kraft» des alpinen Brauchtums relativiert Niederer allerdings Erwartungen und Thesen von Experten des Forschungsprogrammes. Bei einem Teil von ihnen herrschte nämlich die Meinung, dass die Sicherung von Traditionen bzw. die Zementierung von überkommenen Verhaltensweisen und Werten der beste Schutz für Kultur und Gesellschaft der Berggebiete seien. Dementsprechend war bei der Projektevaluation und Projektvergabe auch die Erwartungshaltung gegenüber Bewerbern aus der Volkskunde. Die sehr redimensionierten Forschungsprojekte, die dann von Volkskundlern und Ethnologen durchgeführt werden konnten, zeigten aber deutlich, dass das Berggebiet kein Heimatmuseum ist und kein solches werden will. Die zentralen Bedürfnisse beziehen sich auf moderne Kultur- und Freizeitformen und stehen in enger Beziehung zum Tourismus, der den wichtigsten Wirtschaftsfaktor des alpinen Raumes insgesamt darstellt. Dass dabei der Tourismus bzw. seine Promotoren das alpine Brauchtum instrumentalisieren und wie andernorts auch zum Bestandteil der modernen Massenkultur machen, «stört», so Niederer, «den Normalverbraucher keineswegs und schon gar nicht die Bewohner unserer Alpengebiete, denen die Technik ja ein besseres Leben verschafft hat». Im Beitrag «Dynamique régionale et identité» spricht der Soziologe *Michel Bassand* dennoch von Rückgriffen auf Traditionen in der Lebensart, von der «Verteidigung kultureller Güter». Bassand stellt diese «defensive Identität» in Zusammenhang mit der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Benachteiligung von Randregionen, und er weist darauf hin, dass oft auch eine «projektive Identität» bei den Bewohnern peripherer Gebiete vorhanden ist: Man möchte eigene Vorhaben ausführen und die Zukunft unabhängig von den Zentren des Mittelandes in die Hand nehmen, eigenständig sein.

Der Eigenständigkeit der Bergregionen «im Sinne umfassender Entscheidungsfähigkeit und -kompetenz» messen Ernst A. Brugger und Paul Messerli in ihren Schlussfolgerungen zentrale Bedeutung zu. Nebst der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Bergregionen von ausserregionalen Märkten und Entscheidungszentren, die in den letzten Jahren gestiegen ist, diagnostizieren die Herausgeber «Chancen für mehr Eigenständigkeit der Bergregionen» aufgrund «ihrer Erfahrung in der Gestaltung kleinräumiger Wirtschafts- und Gesellschaftsstrukturen, stark entwickelter regionaler Identität» und im «qualitativen Vorsprung der natürlichen und gebauten Umwelt». Diese Eigenschaften gewinnen gemäss Brugger und Messerli «unter dem sich abzeichnenden Wertewandel ... an Bedeutung». Gegenläufiges ist allerdings auch zu lesen in der neuen «Alpenzyklopädie». Der Berner Tourismusforscher Jost Krippendorf titelt seinen Beitrag mit «Das Kapital des Tourismus (die Landschaft) in Gefahr». Krippendorf schreibt u.a.: «Obwohl die Ziele und Massnahmen einer harmonischen, landschaftsschonenden Tourismuspolitik in der Schweiz seit mehreren Jahren formuliert sind, klaffen Wunsch und Wirklichkeit mehr denn je auseinander.»

Umbruch im Berggebiet hat, auf den ersten Blick gesehen, wenig mit Volkskunde zu tun. Das Buch ist aber immerhin eine umfassende Bestandesaufnahme der strukturellen Gegebenheiten eines Raumes, einer Gesellschaft und Kultur, die zu den beliebtesten Forschungsfeldern der Volkskunde gehören. Die Berggebietsprobleme sind hier interdisziplinär erfasst und durch ein umfangreiches Orts- und Sachregister erschlossen.

Robert Kruker

LISELOTTE KUNTNER: Die Gebärhaltung der Frau. Schwangerschaft und Geburt aus geschichtlicher, völkerkundlicher und medizinischer Sicht. München: Marseille Verlag 1985. 205 S., 88 Abb., Tab., Graphiken (Sonderband «Gynäkologische Praxis»).

Die Physiotherapeutin L. Kuntner schreibt in ihrem Vorwort:

«... die Geburtshilfe des 20. Jahrhunderts ist auf dem Wege, medizinisches Vorgehen älterer Kulturvölker und aus der Volksmedizin bekanntes Verhalten in ihre modernen Anschauungen über die Geburt zu integrieren. So deutet verschiedenes darauf hin, dass die vertikale Gebärhaltung der Frau bei der Geburt und auch der Gebärstuhl wieder eingeführt werden. Dieses bemerkenswerte Ereignis ist zentrales Thema dieses Buches.»

Sie hat dieses «bemerkenswerte Ereignis» zu ihrem persönlichen Anliegen gemacht und eine Vielfalt von Literatur auf ihr Thema hin durchgearbeitet.

Die Autorin beginnt mit einem historischen Abriss über die Entwicklung der Frauenheilkunde, der Geburtshilfe und der Physiotherapie. Interessant für den Volkskundler ist neben den Ausführungen über die Rolle der Hebammen vor allem die ausführlich zitierte Abhandlung von Carl Müller über die «Arzthebamme» Marjosa Tannast von Wiler (Volksmedizinisch-geburtshilfliche Aufzeichnungen aus dem Lötschental. Bern: Huber 1969), die sich jedenfalls im Original nachzulesen lohnt.

Im zweiten Kapitel «Geburt und Geburtshilfe aus völkerkundlicher Sicht» werden rituelle Handlungen und magische Praktiken, aber auch volksmedizinische, hygienische und diätetische Vorschriften beschrieben, denen Schwangere und Gebärende der sogenannten «Naturvölker» unterworfen sind. Sie sind vom medizinischen Standpunkt aus häufig sehr sinnvoll und finden durchaus ihre Parallelen in der Psychoprophylaxe moderner westlicher Geburtsvorbereitung. An ausführlich geschilderten Beispielen (Geburt im Knien bei den Zulu, Südafrika-Natal, von H. Uhlig [1975] und Geburt bei den Eipo, Indonesisch-Neuguinea, von W. Schiefenhövel [1983]) illustriert Kuntner reflektorisches, physiologisch richtiges Gebärverhalten, wie es in unserem medizinisch-technisch dominierten Geburtsgeschehen weitgehend verloren gegangen ist oder verhindert wird. Kuntner analysiert ferner die ihr bekannten Gebärhaltungen und erläutert deren Verbreitung. Es folgt eine reich bebilderte Darstellung der Entwicklung des Gebärstuhles, seines Verschwindens und seiner Renaissance seit der Mitte unseres Jahrhunderts.

Diesen medizinhistorischen und ethnologischen Ausführungen schliessen sich Untersuchungsergebnisse an, die den «Einfluss der Körperhaltung auf verschiedene Faktoren des Geburtsvorganges» aus wissenschaftlicher Sicht erläutern. In einer eigenen schriftlichen Befragung von 230 Frauen (von denen die Hälfte mindestens eine «liegende» und eine «aufrechte» Geburt [halbsitzend] erlebt haben) überwogen deutlich die subjektiven und objektiven Vorteile der aufrechten Gebärhaltung. Ein Überblick über die heute üblichen und verbreiteten Methoden der Geburtsvorbereitung und deren Diskussion beschliessen den Band.

Während die ersten 140 Seiten für den Ethnologen spannend zu lesen sind, bereitet die Terminologie der letzten beiden Kapitel dem medizinischen Laien da und dort etwas Mühe. Doch L. Kuntner hat sicherlich ein medizinisch geschultes Fachpublikum im Auge, das ja über mögliche Veränderungen im Geburtsgeschehen entscheidet. Das Werk ist konsequent (aber nicht penetrant) darauf ausgerichtet, die Vorzüge und die Bedeutung der vertikalen Gebärpositionen in Wort und Bild zu dokumentieren. Es wird deutlich, dass die seit mehr als 200 Jahren in unserer westlichen Geburtshilfe übliche liegende Gebärposition den heutigen Erkenntnissen über das physiologische Verhalten der Frau nicht mehr entspricht. Katrin Hubeli-Buchmann

GOTTFRIED KELLER-SCHOCH: Geschichte zum Anfassen. Ein Führer durch 54 Zürcher Ortsmuseen. Redaktion: Georges Ammann. Herausgeber: Pestalozzianum Zürich, Fachstelle Schule und Museum. Zürich: Pestalozzianum 1985. 132 S., Abb., Karte.

Dieser Führer durch 53 Zürcher Ortsmuseen und das Schweizerische Landesmuseum will «Möglichkeiten zur sinnvollen Nutzung der Ortsmuseen durch die Schule» (so die Überschrift des Kapitels II) aufzeigen. Jedem Museum ist eine bebilderte Doppelseite gewidmet, die neben den für Museen üblichen Angaben, wie Kontaktadressen, Öffnungszeiten, Eintrittspreisen, eine historisch ausgerichtete Beschreibung des Museums sowie eine Kurzcharakteristik, «was zu sehen ist», und konkrete «Hinweise für Lehrer», enthält. Diese Informationen und Anregungen gliedern sich übersichtlich in sechs bis acht Punkte (Vorbereitung und Auswertung, Führungen, Beziehung Schüler/Gegenstände, Arbeitsgelegenheiten, Sehenswertes, Verpflegungsmöglichkeiten, Rastplätze, Wanderungen), die einen gut vorbereiteten Besuch mit Schulklassen und Gruppen (auch auf die Eignung nach Altersstufen weist Keller-Schoch hin) ermöglichen. Eine Gesamtübersicht mit Karte, Literaturhinweisen sowie eine Auflistung des Ausstellungsgutes nach wichtigen Sachgebieten erleichtern die Orientierung. Der Anhang informiert kurz über «eine neue Art von Museen», die im Entstehen begriffen sind: über alte Handwerks- und Industrieanlagen im Kanton Zürich (schade, dass diese in der Gesamtübersicht fehlen).

Das handliche Büchlein ist wohl nach dem Vorbild des 1982 erschienenen Führers durch 60 Schweizer Museen entstanden («Schulklassen entdecken das Museum», ebenfalls Pestalozzianum Zürich), für das Georges Ammann mitverantwortlich zeichnet, der hier die Redaktion besorgt hat. Es ist nicht nur für Lehrer und Lehrerinnen eine Fundgrube voller didaktischer Ideen, auch an Museen interessierte Volkskundler und Volkskundlerinnen finden darin nebst den erwähnten Informationen in den Kapiteln I und II (S. 4 bis 9) Überlegungen grundsätzlicher Art zum Phänomen der Orts- und Heimatmuseen, die, wenn auch in der Praxis vielerorts nicht eingelöst, als Programm Beachtung verdienen.

Katrin Hubeli-Buchmann

LUKAS HÖGL: Burgen im Fels. Eine Untersuchung der mittelalterlichen Höhlen-, Grotten- und Balmburgen der Schweiz. Mit Beiträgen von Lothar Deplazes, Peter Kaiser, Robert Kropf, Philippe Morel, Vittorio F. Raschèr, Werner Schoch, Walter Wildi. Olten/Freiburg im Breisgau: Walter 1986. 220 S., 164 Abb. und Zeichnungen, zahlreiche Planbeilagen (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, 12).

Die Untersuchung des Architekten *Lukas Högl* und einer Reihe von Mitarbeitern gilt einer Gruppe von burgähnlichen Gebäuden, deren wichtigstes Merkmal der Anteil der Natur an ihrer Gestaltung ist, weil neben dem Boden auch zumindest eine Wand und die Überdeckung aus Naturformen bestehen. Högl nennt sie Höhlungsburgen, um sie von den «gewöhnlichen» Burgen zu unterscheiden.

Zu Beginn des mit zahlreichen Abbildungen und Planaufnahmen versehenen Bandes werden die zumeist schwer zugänglichen, in Felsen eingehauenen Bauten vorgestellt, die in besonderer Häufung im Bleniotal (10) und im Mittelwallis (15) vorkommen. Der Katalog der Höhlungsburgen orientiert über deren geographische Lage, Zugänglichkeit und Namen sowie über Sagen und Berichte, die dem Verfasser zu Ohren gekommen sind. Eine Aufstellung über die Grabungsfunde (ca. 440 Objekte) der *Casa dei Pagani* von Malvaglia (Bleniotal) führt hauptsächlich Gegenstände auf, die in Zusammenhang mit dem täglichen Leben stehen: Kochtöpfe aus Lavezstein, Möbelteile, Holzgefäße (Daubengefäße aus engringigem Fichtenholz), Spinnwirtel, Holz- und Eisennägel, Gewebefragmente, Lederabfälle usw.

Ein besonderes Kapitel ist dem Bauplatz als definierendem Element der Höhlungsburgen gewidmet. Je nachdem es sich um Wehrbauten, Wegsperrern oder Wehrspeicher handelte, erfolgte die Wahl des Baugeländes, wobei nicht in erster Linie taktische oder strategische Erwägungen den Ausschlag gaben. Manche Höhlungsburgen haben nämlich infolge ihrer Lage nur einen beschränkten Gesichtswinkel und befinden sich, besonders im Wallis, abseits von Durchgangswegen.

Das Kapitel über die Baustruktur dürfte für die volkskundliche Bauernhausforschung insofern von Interesse sein, als der Verfasser die konstruktiven Besonderhei-

ten der Höhlungsburgen nicht nur von denjenigen des übrigen Burgenbestandes abhebt, sondern auch die Unterschiede in der Konstruktion der Höhlungsburgen im Tessin einerseits und im Wallis andererseits herausarbeitet. Wie heute noch bei den ländlichen Bauten südlich der Alpen bildeten im Hoch- und Spätmittelalter die Mauerelemente den festen Rahmen der Konstruktion, wobei im Wallis die grundlegenden konstruktiven Probleme im Laufe der Zeit zunehmend mit Holz gelöst wurden. Die Verankerung von waagrechten Holzträgern (Kragbalken) durch im Fels ausgehauene Verankerungslöcher bei einigen Walliser Höhlungsburgen entsprechen der bei den Walliser Wasserleitungen (Bisses) üblichen Konstruktion (vergleiche dazu den Aufsatz «Eine Besonderheit der Walliser Holzbautechnik» von L. Högl in: «Blätter aus der Walliser Geschichte», XIX. Bd., 2. Jahrgang (1987).

Die Ergebnisse der dendrochronologischen Altersbestimmung von Holzelementen der Walliser Höhlungsburgen lässt Högl eine Hypothese aufstellen, wonach sich die Walliser Höhlungsburgen aus dem steinernen Kraggewölbe (nach der Art der Milchkeller am Berninapass und im Poschiavo-Tal) heraus entwickelt hätten. Die Höhlungsburg von Hérémente, ein intakter hölzerner Wehrbau des Mittelalters, weist als Merkwürdigkeit gegenüber der sonst im Wallis vorherrschenden Blockbauweise die uralte Stabbauweise auf.

Eine der wichtigsten Fragen mit Bezug auf die Höhlungsburgen ist die ihrer Funktion bzw. ihrer Nutzung. Während die Höhlungsburgen der Schweiz ausserhalb des Tessins und des Wallis archivalisch als eigentliche Feudalburgen ausgewiesen sind, gibt es über die Bauten im Tessin und im Wallis keine direkten schriftlichen Nachrichten, sondern nur Hypothesen. Bei den Walliser Höhlungsburgen – soweit es sich nicht offensichtlich um Wachthäuser handelt – nimmt Högl aufgrund fehlender Anzeichen von Bewohntheit an, dass die Bauten zur sicheren und geschützten Aufbewahrung wichtiger oder wertvoller Dinge gedient haben könnten. Möglicherweise handelte es sich um eine Art von «Gemeinschaftstresoren». Wie *Peter Kaiser* im Kapitel zur geschichtlichen Stellung der Höhlungsburgen ausführt, waren die organisatorischen Voraussetzungen zur gemeinschaftlichen Bewältigung architektonischer Probleme im Wallis zu der Zeit, da die Höhlungsburgen gebaut wurden, durchaus vorhanden.

Die Höhlungsburgen waren künstlerisch im allgemeinen nicht so unergiebig, wie gelegentlich behauptet wurde. Wenn auch äusserliche Zierelemente nicht häufig waren, so erwiesen sich doch manche Bauten als Ganzes von bewusster Gestaltung durchdrungen, wie Högl anhand von Beispielen nachweist.

In den Schlusskapiteln handelt Högl vom Namen- und Sagengut, das die Höhlungsburgen umrankt, wobei er nicht übersieht, dass zahlreiche Sagenmotive nicht eigenständige, isolierte Erzählungen sind, sondern auch andernorts in Verbindung mit Höhlen und unterirdischen Gängen vorkommen.

Schliesslich weist der Verfasser darauf hin, dass rein materielle, zweckhafte Erzeugnisse wie Höhlungsburgen neben ihrer unmittelbar praktischen Bedeutung auch in symbolischen Bezügen stehen, die nicht ohne Einfluss auf die Gestaltung sind.

Arnold Niederer

HERMANN DETTMER: Volkstümliche Möbel aus dem Artland und den angrenzenden Gebieten. Cloppenburg: Niedersächsisches Freiluftmuseum 1982. 226 S. Heft 6: Textteil, Heft 7: Bildteil, 1235 Abb. (Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen, 6 + 7).

Die vorliegende Arbeit ist in zwei aufeinanderfolgenden Heften (Text- und Bildteil sinnvollerweise in einem leichten, glanzkaschierten Schuber vereint) innerhalb der Schriftenreihe des Museumsdorfes Cloppenburg erschienen, und aus dem Vorwort des Herausgebers ist zu entnehmen, dass noch weitere «Möbelbände» erscheinen werden, da dieser «Einstieg» in die Vielfalt der Truhen in den Ansätzen lediglich ein bescheidener, wenngleich aus der Sicht der Deskription als umfassender Beginn zu nennen sein darf. Die hier vorliegende Veröffentlichung über das Truhenmöbel eines einzigen Landkreises ist ein «nur» erster Schritt.

Erfasst werden die nicht nur in Museen gehorteten Stücke, sondern die in Privatbesitz sich befindenden Realien, um einen möglichst flächendeckenden Überblick zu erhalten. Zudem besteht noch die Möglichkeit, sinnvolle Daten aus Archivalien zu schöpfen (Anschreibebücher von Handwerkern, Tagebücher, Verträge, Rechnungen usw.), um das Leben und die Funktion eines Gebrauchsgegenstandes zu verstehen, zu vermitteln und darzustellen. Ferner ergibt sich aus dem Vorwort des Herausgebers die Entstehungsgeschichte der vorliegenden Arbeit. Sie wurde zunächst überhaupt ermöglicht durch das Schwerpunktprogramm der Stiftung Volkswagenwerk «Erfassen, Erschliessen, Erhalten von Kulturgut als Aufgabe der Wissenschaft», aus der sich ein Pilotprojekt erschliessen liess: flächendeckende Inventarisierung der materiellen Volkskultur (Möbel und Gerät) im Artlandkreis Bersenbrück. Aus der Summe der Inventarstücke wurden etwa 4600 Möbel aufgenommen, wobei sich mengenmässig die verschiedenen Truhen hervorhoben, wie das auch im Untertitel angegeben wird; es handelt sich um Stollentruhen, Kastentruhen, Koffertruhen und Laden. Dettmer gibt präzise Definitionen und sondert die Merkmale dieser Nutzmöbelart, so dass ein Informationswerk ersten Ranges nicht nur für die betreffende Region entstanden ist, sondern ein Handbuch für jede Art von komparatistischer Arbeit.

Die im Bildband dargestellten Truhen (16. – ca. 19. Jh.) sind im Textteil genauestens beschrieben und ihre Vielfalt in einer genauen und übersichtlichen Gliederung dargestellt (die ein Sachregister erübrigen lässt). Zudem gibt es eine ganze Reihe von Konstruktionszeichnungen, die sowohl Abmessungen vermitteln als auch technische Einzelheiten (die sonst auf den Abbildungen nicht sichtbar wären). Das Kartenwerk vermittelt das Einzugsgebiet der jeweiligen Werkstätten oder Hersteller (Dettmer unterscheidet genauestens zwischen städtischen und bäuerlichen «Meistern», zwischen Schreincrn und Tischlern als Produzenten von Gebrauchsmöbeln) und die Verbreitung der verschiedenen Truhentypen in annähernd hundert Ortschaften.

Michael Belgrader

LOUIS SPECKER: Der stadtsanktgallische Handwerksgesellenverein 1841 bis 1865. Hg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen. Rorschach: Löpfe-Benz 1986. 54 S., Abb. (126. Neujahrsblatt).

In den letzten Jahren haben es Historiker – vorzüglich mit demographischer und sozialgeschichtlicher Ausrichtung – vermehrt unternommen, ihre Arbeiten mit Fragestellungen zu bereichern, die zum Themenkreis der historischen Volkskunde gehören. Diese Tendenz ist eine Antwort darauf, dass sich die Volkskunde selber ihrer historischen Dimension nicht mehr oder nur am Rande angenommen hat. Der hier vorliegende Beitrag zur Vereinsgeschichte, von einem Historiker verfasst, ist ein solches Beispiel.

Kurz zum Inhalt: Die Gründung des stadtsanktgallischen Handwerksgesellenvereins von 1841 stand unter dem Eindruck von Vereinsgründungen deutscher Handwerksgesellen in der Schweiz. Diese Gründungswelle war eine Reaktion auf die Krisenerscheinungen im Handwerk als Folge der Fabrikindustrialisierung. Die st. gallische Gründung war allerdings nicht ein Verein der Gesellen, sondern eine gemeinnützige Institution des St. Galler Bildungsbürgertums (Theologen, Lehrer, Ärzte usw.). Dieses war bestrebt, die Gesellen moralisch und intellektuell zu heben, sie vor allem auch vom radikalen sozialistischen oder kommunistischen Gedankengut und von politischer Agitation fernzuhalten. In dieser Haltung versteifte sich die Vereinsleitung jedoch zusehends auf eine allzu moralistische Verpackung ihres an sich wohlgemeinten Bildungsangebotes (Vorträge, Bibliothek) und verpasste es, konkret auf die wirklich drängenden ökonomischen Probleme der jungen Leute einzugehen. Kein Wunder, dass diese in den 1863 gegründeten Deutschen Arbeiterbildungsverein abwanderten, der ihre Interessen besser wahrnahm. Die Abwanderung führte alsbald zur Auflösung des Handwerksgesellenvereins. Soweit die Vereinsgeschichte, die von Specker in die politischen und mentalitätsgeschichtlichen Bezüge eingebettet wurde und auf einer sorgfältigen, psychologisch einfühlsamen Analyse der Statuten und Vereinsprotokolle beruht.

Von volkscundlichem Interesse ist unter anderem die Beschreibung des Vereinsbrauchtums der mehrheitlich deutschen Gesellen. Dazu gehörten die Fahnenweihen, der Fahnenkult überhaupt, seit 1853 das Weihnachtsfest mit Lichterbaum und Gaben, ferner die Stiftungsfeier, eine feierlich begangene Jahresversammlung, an der die Gesellen offenbar die Redefreiheit kräftig nützten. Vereinsausflüge und -bälle, auch eine Jahrhundertfeier, wie das Schillerfest von 1859, rundeten das festliche Vereinsjahr ab. Für eine vertiefte volkscundliche Erarbeitung des Themas müssten allerdings nicht nur vereinsinterne Quellen benützt, sondern auch andere Vereinsleben zum Vergleich beigezogen werden.

Anne-Marie Dubler

HERMANN KAISER und HELMUT OTTENJANN: Der Bauernhausgiebel. Zur Entstehung regionaler Identität. Hümmling-Ammerland-Artland-Oldenburger Münsterland. Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 1986. 107 S., zahlreiche Abbildungen und Übersichtskarten.

In der Bundesrepublik Deutschland gibt es einige Freilichtmuseen, die ausgesprochene Forschungszentren geworden sind für systematische Untersuchungen, vorzugsweise auf dem Gebiet der materiellen Kultur. Unter ihnen nimmt das Niedersächsische Freilichtmuseum und Museumsdorf Cloppenburg einen hervorragenden Platz ein, dank seines rührigen Leiters Helmut Ottenjann. Es sei nur an die seit 1979 in dichter Folge erscheinende Schriftenreihe «Materialien zur Volkskultur im nordwestlichen Niedersachsen» erinnert. Das vorliegende Begleitheft zur Ausstellung «Der Bauernhausgiebel» greift ein einzelnes Element des Hauses auf. Da die Einfahrt bei dem norddeutschen Hallenhaus, das ein vorwiegend mit Ziegeln ausgeführter Gerüstbau ist, in der Giebelseite liegt, entwickelt sich diese zur betonten Fassade, d. h. sie wurde zum «Gesicht» des Hauses. Die Anregungen für die besondere Gestaltung der Giebelseite gingen vom Bürgerhaus aus, das seit Beginn der Neuzeit mit den bevorzugten Fassaden dem Repräsentationsbedürfnis in den Märkten und Städten Rechnung getragen hat.

Während aber bei den Bürgerhäusern sich hinter den Giebeln voll ausgebaute Dachgeschosse befinden, sind die mehrgeschossigen Knaggengiebel des Bauernhauses nur eine äusserliche Gliederung. Die reichste Entfaltung im Untersuchungsraum hat der Bauernhausgiebel im Artland. Hier begegnete sich die Repräsentationslust des Bauherrn besonders einprägsam mit der Gestaltungsfähigkeit der Zimmerleute, von denen viele Meisternamen bekannt sind. Man hätte sich gewünscht, manchmal mehr über sie im Katalog zu erfahren. Im Oldenburger Münsterland zeichneten sich besonders die Bauten im Kirchspiel Damme durch Reichtum der Detailgestaltung aus. Der Höhepunkt dieser regionalen Sonderleistung lag in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (S. 76–93, 99–102).

Ein Problem für sich stellen die gekreuzten Pferdeköpfe der Hausgiebel dar. Mit Recht wird (S. 92) darauf hingewiesen, dass sie nichts mit den Germanen zu tun haben. Doch wäre die Frage zu stellen, wann dieses Motiv nun aufgekommen ist. Im 18. Jahrhundert finden wir Belege nicht nur im norddeutschen Raum, sondern beispielsweise auch in Oberbayern und Südtirol. Auf Bildquellen erscheint das Motiv bereits im 16. Jahrhundert. Die gekreuzten Pferdeköpfe treten jedoch nicht allein, sondern auch in Verbindung mit Giebelpfählen auf (im Oldenburgischen «Geckpfahl» genannt, vgl. S. 92). Auch das Motiv des Giebelpfahls beschränkt sich nicht auf den norddeutschen Raum, sondern ist in Europa weit verbreitet gewesen. Der Giebelpfahl ist sicher älter als die gekreuzten Pferdeköpfe.

Als Zeichen für die enge Zusammenarbeit zwischen Bauherrn und Baumeister sind auch die zahlreichen Inschriften auf den Spruchbalken anzusehen. Aus dem 19. Jahrhundert ist überliefert, dass ein westfälischer Bauer in einem Haus ohne Spruchinschrift nicht wohnen mochte, da ein solches Haus wie ein Ei ohne Salz sei. So sind die Inschriften nicht nur ein Zeugnis für den Besitzerstolz, sondern oft auch für den Wunsch, sich dem Beschauer in dieser oder jener Form mitzuteilen. Die Bauinschriften sind ganz allgemein heute erheblich dezimiert, insbesondere dort, wo

sie nicht in Holz geschnitten, sondern nur auf die Tünche aufgemalt waren, wie das vor allem im oberdeutschen Raum der Fall gewesen ist. Schon im 18. Jahrhundert haben diese Inschriften das Interesse der Philologen geweckt, so dass wir heute über zahlreiche gedruckte Sammlungen verfügen.

Abschliessend seien auch die grossen, schönen Abbildungen hervorgehoben. Es sind wohlüberlegte Aufnahmen, denen der Herausgeber jeweils auch nach Möglichkeit das Entstehungsjahr beigegeben hat. Massaufnahmen ermöglichen es, sich neben dem Hauptthema auch über Raumdisposition und -gefüge der historischen Bauten, die heute leider vielfach nicht mehr vorhanden sind, zu orientieren.

Torsten Gebhard

OLGA KRUGLOWA: Volkstümliche Holzarbeiten in Russland – geschnitzt und bemalt. München: Callwey 1984. 184 S., 96 Schwarzweiss- und 97 farbige Abb.

Von der namhaften sowjetischen Kunsthistorikerin Olga Kruglowa verfasst, in Moskau 1974 erstmals erschienen, aus dem Russischen ins Deutsche übertragen von A. Batrak und N. Raspolychina, in Moskau 1983 gedruckt und vom Callwey-Verlag in München verlegt – so präsentiert sich die Entstehungsgeschichte des vorliegenden Buches. Etwas in einer westeuropäischen Sprache über «Volkstümliche Holzarbeiten in Russland» zu erfahren kann als Ausnahmefall im Publikationsgeschehen sowjetischer Ethnographie gesehen werden. Um so mehr ist das in Verlagskooperation erschienene Werk hervorzuheben, als es ein bei Laien wie wohl auch bei vielen westeuropäischen Ethnologen vorhandenes Kenntnisdefizit über russische Volkskunst verringert.

Der Band wird in einen 23 Seiten umfassenden Einführungstext und einen insgesamt 163 mehrenteils farbige Darstellungen umfassenden Bildteil gegliedert. Eine Art Katalog also, und diese Feststellung trifft insofern, als es der Verfasserin darum geht, die reichhaltigen Sammlungen des Sagorsker Museums der Öffentlichkeit vorzustellen. Die Wissenschaft wird diese Arbeit dankbar entgegennehmen, denn das Museum scheint das Sammlungs- und Forschungszentrum für russische «Volkskunst» zu sein. Ohne dass dieser inzwischen vieldiskutierte Begriff weiter hinterfragt wird, findet er Anwendung bei all denjenigen Gegenständen, die als «äusserst kostbar» gelten und einen «beträchtlichen künstlerischen Wert repräsentieren». So gesehen besteht Grund anzunehmen, dass der Objektschatz nach wertendem Muster zusammengetragen wurde und dass der Sammeleifer von der Suche nach «neuen Zentren der Volkskunst» bestimmt war.

Zwischen 1950 und 1970 wurde auf über 50 wissenschaftlichen Exkursionen durch den russischen Norden (Gebiet um Archangelsk und Wologda), durch die Region entlang der oberen und mittleren Wolga und die westlichen Gebiete um Smolensk, Pskow, Nowgorod und Leningrad ein Grossteil des Objektbestandes erhoben. Dieses Sammlungsergebnis wird nun in ausgezeichneten Photos vorgestellt und jeweils ausführlich kommentiert. Das Spektrum reicht von geschnitzten Ziergiebeln an Bauernhäusern über bemaltes Holzspielzeug und Hausgerät bis hin zu dem reichen Sortiment an Spinnrokkeln, die wegen ihrer plastischen und farbbetonten Gestaltung einen besonderen Stellenwert im Leben der ländlichen Bevölkerung eingenommen haben.

Mit bewundernswerter Akribie werden die einzelnen Formen beschrieben und typologisch geordnet. Dem Leser offenbart sich so ein Überblick über besonders schöne Stücke russischer Volkskunst. Wer allerdings darüber hinaus etwas über die funktionalen, historischen und wirtschaftlichen Umstände erfahren möchte, unter denen die geschilderten Objekte gebraucht und produziert wurden, wird enttäuscht sein. Die Produktions- und Konsumationssphäre bleibt weitgehend ausgeklammert; Hersteller («Künstler») und Abnehmer werden oft sehr vage unter dem Begriff «Volk» subsumiert. Hier hätte man sich mehr inhaltliche Differenzierung gewünscht, wie denn auch eine Übersichtskarte über die genannten «Zentren der Volkskunst» dem mit der Region weniger Vertrauten eine gute Orientierungshilfe gewesen wäre.

Damit soll aber nicht das Verdienst dieser Publikation geschmälert werden, die dem an Produkten der russischen Volkskunst interessierten Leser einen ersten Einblick verschafft und darüber hinaus einen wichtigen Baustein in der überregionalen vergleichenden Volkskunsthochforschung liefert. Uwe Meiners

HEIDE WAHRLICH: *Tourismus – eine Herausforderung für Ethnologen. Problemdimensionen und Handlungsaspekte im touristischen Bezugsfeld*. Berlin: Reimer 1984. 237 S.

UELI MÄDER: *Vom Kolonialismus zum Tourismus – von der Freizeit zur Freiheit. Mit Cartoons von Heinz Pfister. Arbeitskreis Tourismus und Entwicklung*. Zürich: rotpunktverlag 1987. 213 S., zahlreiche Abb.

JOST KRIPPENDORF: *Die Ferienmenschen. Für ein neues Verständnis von Freizeit und Reisen*. Zürich/Schwäbisch Hall: Orell Füssli 1984. 241 S., Abb., Tab.

Die ganze Spannweite der Ethnologie im «touristischen Bezugsfeld» versucht Heide Wahrlich abzudecken (wobei dann freilich oft genug nur ein informatives Anreissen herauskommt): Die Themen europäischer und nicht-europäischer Ethnologie überlappen sich in der Beziehung Tourist – «Bereiste», Massentourismus von Industrieländern in Entwicklungsländer. Voraussetzung zum Verständnis sind Theorien über das Verhältnis der Ländergruppen zueinander wie Modernisierungstheorie, Dependenztheorie, «grundbedürfnisorientierte Entwicklung» (S. 18, vgl. Mäder S. 49), «selektive Abkoppelung». Im Tourismus stehen sich «interessen- und klassenmässige Gegensatzpaare» (S. 19) gegenüber – ein Fundament, dessentwillen die Hoffnungen auf die positiven ökonomischen Wirkungen genau so zuschanden werden wie die Hoffnungen auf seinen Beitrag zu Völkerverständigung und Kriegsverhinderung, wie sie auch von der UNESCO bei ihrer Gründung gehegt wurden (S. 135, S. 153). Die Ungleichheit ist aber auch der strukturelle Hintergrund des leicht und gern kritisierten «touristischen Fehlverhaltens» (S. 141), dem die Welt nur Kulisse ist. Sie schlägt sich auch nieder in dem Verhältnis Gast–Gastgeber, das einerseits Herr–Knecht-Beziehung ist, aber auch eine – nur in gesamtgesellschaftlicher Perspektive zu kritisierende – Gast–Gastgeber-Komplizenschaft (S. 149). Die von reformerischen Modellen angestrebte Gast–Gastgeber-Reziprozität (S. 176) kann sich nur schwer darüber hinwegsetzen.

Die Verfasserin referiert auf breiter Ebene Ansätze der Tourismusforschung: Urlaubsformen und Touristen-Typen (S. 162, S. 173), Vorurteilsforschung (S. 126, 154), Tourismusgeschichte («Die Industrialisierung der Flucht aus der Industrialisierung», S. 117f.), verschiedene Formen des Kulturkontaktes (S. 43f.), (Kulturberührung, -zusammenstoss, -kontakt als «dauerhaftes Verhältnis wechselseitiger Beziehungen», S. 47; Akkulturation, Kulturverflechtung und -schock, S. 53). Eine zentrale Rolle spielt die Ethnologie bzw. der Ethnologe selbst; Exotismus, der als «Verwertung und Verdinglichung von Menschen» (S. 34) im Tourismus auftaucht, ist einerseits Wurzel, gleichzeitig auch Gegenbild der Ethnologie. Bei der Frage, «wie die Ethnologie zu ihrem Wissen kam» (S. 62), wird der Weg nachgezeichnet von der antiken Ethno-Historiographie über die mittelalterliche Regression, dann zum «edlen Wilden» der Aufklärung und zur Umdeutung des «Wilden» zum zu «zivilisierenden» «Primitiven» seit den 1860er Jahren im Zuge des modernen Kolonialismus (S. 87). Ethnologie im Dienste des Kapitals und des Kolonialismus (S. 37) wird kontrastiert mit Versuchen zu einem «Codex of Ethics» (S. 40) für Ethnologen.

Die Auseinandersetzung mit aktuellen Versuchen zur Qualifizierung des Reisens durch Animation, Reiseleiterausbildung und Informationsvermittlung (S. 182f.) findet ihre Fortsetzung im Bericht über eine (wegen der Einsprüche der Veranstalter letztlich gescheiterten) wissenschaftliche Reisebegleitung der Autorin bei einer Kreuzfahrt (S. 196), was nichts ändert an den grundsätzlichen Chancen des Lernfeldes Reisen beim Erwerb von «interkultureller Kommunikationskompetenz» (S. 115) und der «ethnologischen Bildungs- und Aufklärungsarbeit» (S. 218) zwecks Herstellung eines «angemessenen Verhältnis(es) von Bewusstsein und Wirklichkeit» (S. 222).

Letzteres steht bei Ueli Mäders Buch im Zentrum – nicht zuletzt, weil von diesen Ländern «in den nächsten Jahrzehnten wesentliche Veränderungen ausgehen dürften, die auch uns betreffen» (S. 39, S. 158). Er entwickelt die Geschichte des aussereuropäischen Tourismus im Zusammenhang mit Kolonialismus und Neokolonialismus («Arme Länder sehen sich gezwungen, die Ferien der Reichen zu subventionieren», S. 112 – weil die erwarteten ökonomischen Transfer-Effekte nicht eintreten und tourismusspezifische Infrastruktur auf Kosten der für die eigene Bevölkerung notwendigen entwickelt wird; soziokulturell ist der «Zeitvertreib der Touristen ... Anti-Entwicklungspropaganda», S. 80). Mäder referiert ausführlich die Diskussionen und Versuche der Gegenwehr gegen touristische Ausbeutung, die, z.T. von internationalen Organisationen und Kirchen unterstützt, heute stattfinden. Die Kritik am Prostitutionstourismus (S. 86, S. 145) war zeitweise einschlägiger Schwerpunkt; inzwischen spielt auch die Kritik an der «friedlichen Zerstörung» der Umwelt durch den Tourismus (S. 100) eine bedeutende Rolle.

Rechtfertigbar ist in Zukunft nur noch «Tourismus mit Einsicht» – auf beiden Seiten (S. 162). Das bedeutet Alternativen *im* Tourismus («Alternativtourismus» allein genügt nicht, S. 126; nötig sind Formen, in denen die Auflagen und Lebensinteressen der Bereisten eine Chance haben, z. B. Rückgriff auf lokale Kapazitäten, Verursacherprinzip usw.), aber auch solche *zum* Tourismus (vor allem soziale Entwicklungsstrategien mit Abkehr von touristischer Monokultur). Die Schweiz kann (S. 134) nur begrenzt Vorbild sein: Sie startete mit wesentlich besseren Ausgangsbedingungen in den Tourismus (war nie kolonialisiert, hatte mehr Zeit, hatte die von vielen Ländern heute gegen den Widerstand der Industriestaaten angestrebte «selektive Abkoppelung» mit protektionistischen Massnahmen realisiert), trotzdem ist auch sie heute zu stark abhängig vom Tourismus und sind dessen Schäden nicht mehr akzeptierbar (S. 134).

Ueli Mäder bietet so, bezogen auf die 3. Welt, einen Einstieg in die aktuellsten Auseinandersetzungen. Die ganze Diskussion ist wesentlich beeinflusst von Jost Krippendorf und seinem Buch «Die Landschaftsfresser» (1975). In seinem Buch über die «Ferienmenschen» hat er ein eigentlich europäisch-ethnologisches Thema aufgegriffen – es stellt einen auf breiter soziologischer, ökonomischer und kultureller Basis beruhenden Versuch zur Charakterisierung der Reisenden dar.

Allgemeine Überlegungen sind bei Krippendorf einbezogen. Wachstumskrise und «Wohlstandsfalle» (S. 33) bedeuten für das Lebenssystem wirklichen «Substanzverlust» (S. 33). Krippendorf analysiert die «Boom-Faktoren» der «Ferienmaschinerie» (S. 38f.) und das Reisen als «soziale Norm» (S. 52), der die Nicht-Reisenden sich nur schwer entziehen können (S. 43/44).

Trotz eines beobachtbaren Bedeutungsverlustes der Arbeit kann, gerade auch wegen des zu Beginn des Buches entwickelten holistischen Ansatzes des Zusammenhangs von Arbeit, Freizeit, Wohnen, Reisen usw., die Perspektive nicht einfach in den (in Anlehnung an Horst W. Opaschowski propagierten) neuen «freizeitkulturellen Lebensstilen» (S. 153) liegen: Die Politik, das soziale und gesellschaftliche Wesen der Menschen dürfen nicht ausserhalb bleiben, sonst entwickeln sich aus der «Kluft zwischen privatem Denken und öffentlicher Sinnsetzung» (S. 154) Katastrophen: Die Freizeit kann nicht korrigieren, was eine verselbständigte Arbeits- und Wachstumswelt in Natur und internationalen Beziehungen an Krisen produziert.

Für Krippendorfs prinzipiell sympathisches Programm ist die Frage der Umsetzung in politische Praxis entscheidend. Die Hoffnung auf den Wertewandel der Jugend (S. 157) reicht nicht aus (zumal auch dieser kein Automatismus ist und es genügend Gegenkräfte gibt). Realisiert werden können Veränderungen nur über einzelne Schritte; der Markt reguliert die Probleme nicht selbst (S. 181) – Krippendorf sieht hier deutliche Grenzen. Es ist nötig, den Massencharakter des Tourismus zu akzeptieren (S. 182), seine Ströme zu entzerren und Beziehungen auf der Basis von Gleichberechtigung, Gegenseitigkeit und Solidarität (S. 185) herzustellen. «Gesucht werden also widerspenstige Touristen und widerspenstige Einheimische» (S. 178) – Mäder bringt die aktuellen Beispiele.

Der Kodex für rücksichtsvolles Reisen und die Reflexion der Verantwortung der Anbieter (S. 213, S. 216) bleiben im Moralischen, ebenso die pädagogischen Forderungen wie Lernen des Reisens und Aufklärung der Bereisten (S. 222 f.): Sie sind notwendig, wenn auch nur begrenzt wirksam. «Der Schlüssel zu einer Humanisierung des Reisens ist der neue, der souveräne Mensch» (S. 231, vgl. S. 207): Das ist richtig, er wäre auch der Schlüssel für friedliche Lebensformen. Nur: Wie kriegt man den?

Dieter Kramer

ERIKA DERENDINGER: Die Beziehung des Menschen zum Übernatürlichen in bernischen Kalendern des 16. bis 20. Jahrhunderts. Bern/Stuttgart: Haupt 1985. 375 S., 35 Abb. (Sprache und Dichtung, N. F., 36; Sonderreihe Berner Arbeiten zur Dialektologie und Volkskunde).

Die noch bei Paul Zinsli entstandene Lizentiatsarbeit ist bei Peter Glatthard zur Dissertation ausgearbeitet und von der Phil.-hist. Fakultät der Universität Bern 1984 mit einem Fakultätspreis ausgezeichnet worden.

Der Stoff «stammt zum grössten Teil aus Berner Kalendern des 16. bis 20. Jahrhunderts» (S. 9); das Ziel der Untersuchung besteht nicht darin, eine Sammlung von Formen des Aberglaubens und Aberwissens anzubieten, vielmehr den Menschen in den Mittelpunkt zu stellen, «der hinter ihnen sichtbar wird» (S. 15). – Schwierig erscheint solch ein Unterfangen, weil die Beziehungen des Menschen zum Übernatürlichen nicht direkt erkannt, sondern indirekt aus den neben der Bibel oft einzigen Lebensberatern erschlossen werden müssen, wobei sowohl das kaufmännische Interesse des Kalendermachers wie die im bernischen Patrizierstaat fühlbar eingrenzende Zensur mitzubersichtigen sind!

In einem geschichtlichen Teil werden die einzelnen Kalender in der Entwicklung von den Brevieren und Jahrzeitbüchern der Nonnen und Mönche bis zu der heutigen Vielfalt in Wort und Bild vorgestellt.

Der grössere volkscundliche Teil des Buches gliedert sich in drei Abschnitte: Im ersten stellt die Verfasserin dar, wie der Mensch den Ablauf der Zeit als Wirken numinoser Kräfte erlebt – den Wechsel zwischen Tag und Nacht und den Rhythmus der Jahreszeiten. Während die Wochentage und die von den Römern benannten Monate deutlich Bezüge zum Numinosen erkennen lassen, hängen die deutschen Monatsnamen enger zusammen mit dem Erleben des Diesseits und der bäuerlichen Arbeit. Ausführlich wird die Umstellung vom Mondjahr auf das Sonnenjahr geschildert, mit der Einführung des Julianischen Kalenders, der Festlegung der Anfänge und Höhepunkte des Jahres und der im 16. Jahrhundert notwendig gewordenen Korrektur zum Gregorianischen Kalender, dessen Einführung sich aber in einzelnen Ländern bis ins 20. Jahrhundert hinzog.

Ein zweiter volkscundlicher Abschnitt befasst sich mit dem Wesen und Wirken der Gestirne. Als Grundlage dient eine Einführung in die Astrologie; auf ihr beruht der Glaube des volkstümlichen Menschen an ein wechselhaftes Wirken von Tierkreiszeichen, Planeten und Kometen auf das irdische Leben. Die ausführlich zitierten, sich teilweise widersprechenden Einflüsse der Gestirne auf die körperlichen und geistigen Eigenschaften des Menschen belasten zwar den Inhalt des Buches, sind jedoch in ihrer Gesamtheit notwendig, da sie einzeln für den Leser praktisch unerreichbar in den Archiven ruhen.

Der letzte Abschnitt des Buches zeigt, wie der Mensch folgerichtig die Zeichen der numinosen Mächte deuten (Divination) und ihr Wirken beeinflussen möchte (Magie). Der Kalender bietet ihm hierzu viele Einzelanleitungen, aus denen klar wird, wie weitreichend Analogien zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos gesucht oder einfach vorausgesetzt werden. Verständlich wird auch, warum die Populärastrologie trotz allen aufklärerischen Bemühungen der Kalendermacher ihren festen Platz im Kalendarium behauptet hat. Sie darf – hierin gehe ich ganz einig mit der Verfasserin – nicht als Aberglaube belächelt oder gar verspottet werden; denn da wird die Offenheit des Menschen für einen Glauben an die Sympathie des Alls sichtbar, die Bereitschaft also, eine höhere, rational nicht vollständig fassbare Ordnung anzuerkennen und sich ihr einzufügen, um letztlich Geborgenheit zu finden.

Zu glätten wären einige formale Unebenheiten der vorliegenden Untersuchung. Die Verfasserin lässt weitgehend in Zitaten die Quellen sprechen als Belegantworten auf gezielte Fragen. Dahinter steckt eine bewundernswerte Arbeitsleistung, doch führt die Materialfülle in die Nähe des Lexikonstils. Der Text hätte fühlbar entlastet werden können, wenn an sich notwendige Erklärungen und Etymologien in den Anmerkungsteil verschoben worden wären. Umgekehrt sollten die ausführlicheren Zitate gleich im Text datiert werden, damit sie unmittelbar als Aussagen ihrer Zeit verstanden werden können. (Jetzt ergibt sich erst aus dem Anhang, dass die Textfolge S. 240 ff. nacheinander aus den Jahren 1930, 1801, 1749 und 1928 stammt.) Schmerzlich vermisst man auch bei der gedrängten Stofffülle ein ausführliches Sachregister.

Um so willkommener sind die klar durchdachten Zusammenfassungen nach den einzelnen Abschnitten, und das Kronstück der Arbeit ist der Verfasserin mit der Schlussbetrachtung gelungen: Hinter der Vielfalt der Textinhalte erstehen Weltbild und Verhaltensnormen des Kalenderlesers.

Rudolf J. Ramseyer

RÄTOROMANISCHE CHRESTOMATHIE, BAND XV: Register. Bearbeitet von Peter Egloff und Jon Mathieu. Herausgegeben von der Societä Retorumantscha. Chur 1986. 388 S.

Der von dem Volkskundler Peter Egloff und dem Historiker Jon Mathieu nach modernen wissenschaftlichen Gesichtspunkten erarbeitete Registerband erleichtert dem Nicht-Rätoromanen in hervorragender Weise den Zugang zu der seit 1985 als Reprint (Octopus Verlag Chur) vorliegenden Rätoromanischen Chrestomathie von Caspar Decurtins (1855–1916). Der Benützer des in deutscher Sprache verfassten Registers findet zunächst eine feingegliederte Inhaltsübersicht von 47 Titeln mit entsprechenden Verweisen auf die Textsammlung sowie eine kurze Orientierung über die bisherigen Editionen der Chrestomathie, die zwischen 1896 und 1919 in zahlreichen Einzellieferungen im Verlag Junge, Erlangen, herauskam.

Der Registerband bringt in seinem Hauptteil zunächst das 80 Seiten umfassende Personennamen-Verzeichnis mit kurzen biographischen Angaben. In dem darauf folgenden Orts- und Sachregister (120 Seiten) sind die Stichwörter, wo es angebracht ist, durch Unterschlagwörter und Verweiswörter strukturiert. Unter dem Schlagwort «Löhne» werden z. B. 36 Berufe (wie Gerichtsgaumer, Gerstenstampfer, Pfarrer, Sargmacher) angeführt. Welchen Niederschlag der von manchen Seiten geschürte Judenhass in der Volksliteratur fand, zeigen die Unterstichwörter zum Hauptstichwort «Juden»: Christismörder (mit 19 Verweisen auf entsprechende Stellen in der Chrestomathie), diebisch (2 Stellen), edel (1), heilkundig (1), Kreditgeber (1), ungläubig (4), verlogen (5). Unter dem Hauptstichwort «Lieder» sind von den ABC-Liedern bis zu den Zeitungsliedern 40 Arten aufgelistet, und unter «Spielen» wird auf nicht weniger als 57 Kinder- und Erwachsenenspiele verwiesen.

Märchentypen, Sagenmotive sowie Lied- und Gedichtanfänge, die in der Chrestomathie vorkommen, sind Gegenstand von Spezialregistern. Die Märchen sind sowohl a) nach dem internationalen Typenverzeichnis von Aarne und Thompson bestimmt und registriert wie auch b) nach den Stichworten der «Enzyklopädie des Märchens» sowie schliesslich c) nach Band, Seite und Nummer der Rätoromanischen Chrestomathie angeordnet. Das Verzeichnis der Lied- und Gedichtanfänge in rätoromanischer Sprache umfasst 1641 Nummern. Das Register der Sagenmotive wurde in Anlehnung an andere Sagensammlungen aus dem Alpenraum (so z. B. Robert Wildhabers Register zu Josef Müller: Sagen aus Uri, Band 3. Basel² 1969) erstellt und enthält nebst den Erzählmotiven (z. B. Jäger erlöst arme Seele) auch die Bezeichnung der Träger der erzählten Handlungen (z. B. Calvin und Luther als Wegelagerer, Bischof im Geistergottesdienst usw.).

Ein grosser Teil der Rätoromanischen Chrestomathie besteht aus abgedruckten Handschriften, deren Herkunft Caspar Decurtins jeweils vermerkte. Den beiden Verfassern des Registerbandes gelang es, ausgehend von früheren Angaben, für zwei Drittel der Texte die gegenwärtigen Standorte festzustellen, welche sie in einem 250 Nummern umfassenden Handschriftenverzeichnis wiedergeben, wofür ihnen die

Sprachforscher dankbar sein werden. Für den Volkskundler dürfte freilich die sprachliche Gestalt der gedruckten Textsammlung genügen. Caspar Decurtins hat nebst den handschriftlichen auch aus mündlichen Quellen aufgezeichnete Texte in seine Sammlung aufgenommen, und er verfasste und versandte einen 29seitigen Fragebogen (von der Art desjenigen des Grimm-Schülers Wilhelm Mannhardt vom Jahre 1865). Dieser «Questionari volkslorisk», dessen Einfluss auf den volkskundlichen Inhalt der Chrestomathie ausser Zweifel steht, wird von den Verfassern des Registerbandes kritisch gewürdigt und – leider ohne deutsche Übersetzung – vollumfänglich wiedergegeben.

Angesichts des mit grosser Sorgfalt ausgearbeiteten und vorzüglich gestalteten Arbeitsinstruments kann man nur hoffen, dass sich die schweizerischen Volkskundler und Erzählforscher vermehrt mit dem in der Chrestomathie ausgearbeiteten bündnerromanischen Quellenmaterial auseinandersetzen werden. Im Bedarfsfall lassen sich zweifellos gebürtige Rätoromanen finden, die bei der Übersetzung der den Forscher interessierenden Stellen gerne helfen würden. Arnold Niederer

CHRISTUS IM LEIDEN: KRUFIFIXE. Passionsdarstellungen aus 800 Jahren. Württembergisches Landesmuseum Stuttgart. Konzeption: Heribert Meurer und Hans Westhoff. Ulm: Süddeutsche Verlagsgesellschaft 1985. 202 S., Abb.

Beim zu besprechenden Band handelt es sich um den Katalog zu einer Ausstellung, die im Sommer 1985 gezeigt wurde. Die ausgestellten Objekte stammen zur Mehrzahl aus Kirchen, sind grössere Werke der sogenannten hohen Kunst; nur eine relativ bescheidene Anzahl gibt Abwandlungen dieser Vorlagen wieder, wie sie dem Volkskundler aus den zahlreichen Sammlungen religiöser Volkskunst bekannt sind. Die Thematik wird teils von Theologen, teils von Kunsthistorikern abgehandelt und wäre auf die volkstümlichen Varianten entsprechend anzupassen. Die Texte kreisen den ausgestellten Objekten gemäss um die *Passion Christi*. Damit kommt dem Katalog und kam der Ausstellung das Verdienst zu, ein in unserer Gesellschaft weitgehend tabuisiertes Thema, nämlich *Schmerz und Leiden*, zu thematisieren und darzustellen. Die Erklärung mystischer Texte und Praktiken, welche das Leiden Christi durch Nachahmung zu erfahren suchten, führt den Betrachter und Leser sachte ans Thema heran und mag ihm einen neuen Zugang zur schmerzvollen Seite menschlicher Existenz vermitteln. Die Darstellung und damit die Möglichkeit des Nachvollzugs von Leid, so wird explizit geschrieben, möge zu einer neuen, heilenden Sicht auf eigenes und anderer Leid führen.

Hauptmotiv der Ausstellung war die Kreuzigung, jenes Motiv, das in der Kirchen- und Kunstgeschichte relativ spät auftauchte, da es in sich ein schwer eingängiges Paradoxon darstellt: *Tod, der Leben bedeutet*. Diese Mitteilung musste (anders etwa als die in vorchristlichen Religionen ebenfalls bekannten Wunder) zuerst ihre Bildformel finden. Das frühe Christentum lebte der Erinnerung an die nachösterliche Auferstehung, hatte die Leidensgeschichte so gut wie verdrängt. Erst die Betonung der Leiblichkeit Christi im Zuge der Auseinandersetzungen um Christi Wesen (Gott oder Mensch) brachten ab dem 5. Jahrhundert eine Zuwendung zu seinem physischen Tod und zur Leidensgeschichte.

Das erste erhaltene Kruzifix aus deutschem Raume stammt aus dem 10. Jahrhundert. Bis zum Höhepunkt expressiver Vergegenwärtigung der Passion vergingen weitere 500 Jahre. In dieser Zeit förderten mystische Schriften, Passionsspiele und die daraus sich verfestigten Andachtsbilder die kontemplative Versenkung ins Passionsgeschehen. Mit zur Entwicklung beigetragen haben dürfte die Erfahrung alltäglicher Not im Mittelalter, die den Gläubigen die Identifikation mit dem Heilsgeschehen nahelegte (ähnlich wie dies heute die sogenannte Befreiungstheologie in der Dritten Welt versucht).

Den auslegenden Texten im Katalog folgen Einführungen in die Techniken der Herstellung und des Restaurierens. Den Hauptteil stellen die Abbildungen mit je ausführlichem Kommentar. Den Schluss bildet ein nützliches Glossar. Maja Fehlmann

KARL SCHUBERT: Das Alt-Egerer Krippentheater. Ein Beitrag zur Geschichte des Krippenspiels. München: Oldenburg 1986. 304 S., 8 Abb., 34 Notenbeispiele (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 46).

Das Krippentheater ist bis auf zwei Fälle in Steyr/Oberösterreich und Rottweil/Württemberg weithin kaum mehr bekannt, trotzdem es bis vor etwa hundert Jahren eine der beliebtesten Formen des Volkstheaters war. Wie der Name schon sagt, ist Krippentheater untrennbar mit der Weihnachtskrippe und dem Puppenspiel verbunden. «Die Krippe wird zum Schauplatz einer theatermässigen Handlung und die Bühne zum szenischen Forum der Weihnachtsergebnisse.» Zum eigentlichen Krippenspiel kamen jedoch noch etliche Ausschnitte sowohl aus dem Weihnachtsfestkreis wie auch aus der Heils- und Passionsgeschichte. Selbst Szenen und Zwischenspiele aus dem Volksleben wurden aufgenommen. Um dies darzustellen, bediente man sich einer Mischung aus mechanischem Krippenspiel und Puppentheater. Eger hat eine lange Tradition an verschiedenen Spielen, von denen das Egerer Passionspiel (niedergeschrieben 1480) besonders hervorzuheben ist. Trotzdem gewinnt gerade das Egerer Krippentheater besondere Bedeutung. Beim verheerenden Brand von Eger im Jahre 1809 zeichnet sich der Maurer Andreas Schubert bei der Brandbekämpfung durch besonders mutiges und umsichtiges Verhalten aus. Der Rat der Stadt gewährt und erfüllt ihm als Lohn den Wunsch, ein öffentliches Krippenspiel abhalten zu dürfen. Drei Generationen wird, mit Unterbrechungen, das Alt-Egerer Krippentheater von der Familie Schubert betrieben. Mit dem Tod Andreas Schubert d.J. erlischt 1898 die Tradition des ortsfesten Krippentheaters, das in der Folge rasch in Vergessenheit geriet.

Der Heimatforscher Prof. Anton Krauss gründete 1920 die «Hausbühne des Egerer Gymnasiums», auf der er auch bearbeitete Textteile des Krippentheaters aufführte. Er verwendete als Grundlage die sehr unvollständig aufgezeichneten Texte Alois Johns. Krauss erkannte den volkskundlichen Wert dieser Spiele. Um Genaueres über das Alt-Egerer Krippentheater zu erfahren, nahm er Verbindung zu den noch lebenden Nachfahren des Andreas Schubert auf. Karl Schubert befasste sich nun ebenfalls mit dem Krippenspiel, begann es zu erforschen und hielt es historiographisch fest. Soweit es ihm möglich war, zeichnete er die Texte, Lieder, Melodien und Spieltechniken auf. Das vorliegende Werk ist das Ergebnis seiner über Jahrzehnte dauernden Forschung.

Der erste Teil bietet einen ausgezeichneten Überblick über die Zusammenhänge von Puppenspiel, Puppentheater, Krippenspiel mit allen weitverzweigten Möglichkeiten. Der Autor bemühte sich, Zusammenhänge und historische Entwicklungen aufzuzeigen («Zur Entwicklungs- und Forschungsgeschichte des volkstümlichen Krippentheaters», S. 13 ff., «Schauspieltradition in Eger», S. 28 ff.). Naturgemäss den breitesten Raum nehmen Entwicklung, Spielpläne, Texte, Spieltechniken und Lieder ein. Den Schluss der Arbeit bilden «überregionale Bezüge», in dem das Alt-Egerer Krippentheater in den Bezugsrahmen gestellt wird, den Leopold Schmidt die «donauösterreichische Gruppe» genannt hat (Leopold Schmidt: Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch. Berlin 1962, S. 222).

Das Alt-Egerer Krippentheater ist ein Teil der deutschsprachigen Krippenspiele. In Böhmen war es aber ein spezifisch deutsch-böhmisches Kulturgut und daher eine Besonderheit. Dem Autor gelang mit dem Werk ein wertvoller Beitrag zur europäischen Geschichte des Krippentheaters.

Hans Werner Bousska

JUTTA-BEATE ENGELHARD: Nachbarschaft in der Grossstadt. Neuere Initiativen, dargestellt am Beispiel der Stadt Münster. Münster: Cöpppenrath 1986. 353 S., Abb. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 49).

Nachbarschaften – wichtige Institutionen der sozialen Vernetzung, gegenseitigen Hilfe und Geselligkeit – haben im Zug der Urbanisierung ihre Funktionen weitgehend eingebüsst. Tot sind sie nicht, obwohl schon längst totgesagt; sie haben gerade in den Städten in neuer und freierer Form Funktionen übernommen, die Wesentliches zur Wohnlichkeit der Quartiere beitragen. Während die Soziologen den Nach-

barschaften nur noch informellen und unverbindlichen Charakter zubilligen, möchte Engelhard zeigen, dass es nachbarschaftliche Formen gibt – von ihr Nachbarschaftsinitiativen genannt –, denen ein starkes Wir-Bewusstsein eignet. Das Münsterland gehört zu einem klassischen Gebiet der organisierten, traditionellen Nachbarschaften mit normativen Charakter. Die Autorin hat in der Stadt Münster zwanzig Nachbarschaftsinitiativen ermittelt und untersucht. Dabei werden die Bedingungen des Werdens, die formale Ausprägung, Ziele und Funktionen, Träger und Adressaten und ihre Motive dargelegt. Die Feldarbeit erstreckte sich im wesentlichen auf die Jahre 1983/84. Die Basis bildeten 29 Interviews mit 39 Informanten, ergänzt durch teilnehmende Beobachtung usw.

Zum Aufbau des Buches: Auf Angaben über Zielsetzung und Methode folgt eine forschungsgeschichtliche Übersicht, die einen ausgezeichneten Einblick in den Stand der soziologischen und volkskundlichen Arbeiten zum Thema gibt. Zu bedauern ist lediglich, dass wichtige französische Publikationen nicht zur Kenntnis genommen wurden, wie etwa die Untersuchung von *Sabine Chalvon-Demersay* über das 14. Stadtquartier in Paris aus dem Jahre 1984. Generell zeigt sich (wie gewohnt) ein Defizit an volkskundlichen Arbeiten, die zudem meist das Relikthafte im Nachbarschaftsverhalten ins Auge fassen. Von der Volkskunde werden soziologische Ansätze weitgehend ignoriert. In der von der Soziologie vor allem in den USA mitgetragenen Stadtplanung hat es ja nicht an Versuchen zur Neubelebung der Nachbarschaft in Grossstädten gefehlt, Ansätze, denen meist ein geringer Erfolg beschieden war.

Vor dem Hintergrund eines abgewerteten modernen Nachbarschaftsbegriffs, wonach diese nur noch «ein Geflecht von individuell unterschiedlichen, spontanen, informellen und funktionsarmen Beziehungen» ist (S. 65), führt Engelhard ihre Ergebnisse vor. Die von ihr untersuchten Nachbarschaftsinitiativen strukturieren sich räumlich und sozial verschieden, sie weisen ein unterschiedliches Alter auf (die ältesten reichen bis Mitte der 50er Jahre zurück). Auch die Formen der praktizierten Nachbarschaft sind vielseitig; auch innerhalb einer einzelnen Gruppe variieren sie. Ideell gehen die Vorstellungen bis zur Lebenshilfe, dem Für-einander-Dasein. Aber zugleich wird auf Distanz geachtet, Nachbarschaft ist nicht gleichbedeutend mit Freundschaft, das Duzen z. B. ist nicht selbstverständlich. Rein unterschichtliche Nachbarschaften, wie man sie von der Literatur her erwarten würde, finden sich in Münster nicht. Ausländer beteiligen sich kaum an Nachbarschaftsinitiativen. Nachdem so Soziogenese und Soziogramm dargestellt und die vielfältigen nachbarschaftlichen Tätigkeiten aufgezeigt worden sind (bis hin zum Feiern), wendet sich die Autorin den Intentionen zu. Nach ihr leiten lebensgeschichtliche Erfahrungen und Vorstellungen mit idealtypischem Charakter die Träger solcher Bewegungen. Es geht um das Suchen nach Heimat, um das Bedürfnis des Grossstadtmenschen, der Anonymität wenigstens im eigenen Wohn- und Lebensbereich etwas entgegenzusetzen. Handelt es sich dabei, so fragt sich die Autorin abschliessend, um einen Sonderfall Münster? Wohl kaum, lautet die Antwort, entsprechende Untersuchungen in anderen Grossstädten würden Analoges zutage bringen. Dem ist zuzustimmen. Frau Engelhard legt eine sauber durchgeführte, klar und umsichtig formulierte Arbeit vor, wie sie immer wieder in der Schule von *Günter Wiegmann* entstehen. Die deutsche Stadtvölkunde wird sie dankbar zur Kenntnis nehmen. Paul Hugger

JÜRGEN KÜSTER (Hg.): Bräuche im Kirchenjahr. Historische Anregungen für die Gestaltung christlicher Festtage. Freiburg i. Br.: Herder 1986. 143 S., 17 Abb. (Herder bücherei, 1293).

Der Titel müsste eigentlich lauten: Bräuche aus der Liturgie des Kirchenjahres. Nach dem Vorgang Dietz-Rüdiger Mosers versucht Küster, in diesem für einen breiteren brauchinteressierten Leserkreis bestimmten TB (wie schon in seinem «Wörterbuch der Feste und Bräuche im Jahreslauf». Freiburg i. Br. 1985: Herderbücherei, 1177) die wesenhafte Abkunft des christlichen Jahreslaufbrauchtums aus der Liturgie, insbesondere aus den seinerzeitigen (vor der Liturgiereform nach dem 2. Vatikani-

schen Konzil) Evangelienlesungen, abzuleiten, im Gegensatz zu gebräuchlichen Herleitungen aus vorchristlichem Brauchtum. Dazu bietet er auf S. 24/25 eine gute tabellarische Übersicht dessen, was dann in den einzelnen Kapiteln dargelegt wird. Dabei scheint allerdings nicht alles in gleicher Weise treffsicher, so z. B. die Ableitung der Barbarazweige weniger als jene der Lichterumzüge am Martinsabend. Nebst der Prinzipiendarlegung bietet die Einleitung im übrigen eine gute, gedrängte Übersicht über die Entwicklung des Kirchenjahres und des damit verbundenen Brauchtums. Küster bietet zu Schwerpunkten des Kirchenjahres eine lebendige Schilderung vieler interessanter und teilweise weniger bekannter Bräuche (z. B. Sternsingen in Heiligenblut [im traditionellen Sternsingerlied kommt der König Melchior aus Österreich!], «Alte Bauernlichtmess» in Oberbayern, Kirchleintragen in Eisenkappel-Vellach [Kärnten], Todaustragen an Laetare in Heidelberg, Renaissance der Palmesel im Tirol und Salzburgerland, Schäferzug am Weissen Sonntag [zur Erstkommunion] in Oppenau [Schwarzwald], Nikolospiel in Mittendorf an der Salza usw.). Interessant ist die Deutung des österlichen Eierversteckens: In evangelischen Familien sei es im 16./17. Jahrhundert üblich geworden, die Ostereier ihrer (katholischen) Herkunft wegen zu verstecken und den Hasen als Bringer zu erklären (S. 73). Dankbar ist man für die (z. T. seltenen) dokumentarischen Bilder (z. B. «Kirchleintragen» in Eisenkappel-Vellach, Scheiterhaufen für das Osterfeuer in Portofino mit alten Schiffen, «Bettlerbeichte im Mittendorfer Nikolospiel, Weihnachtsengel mit Lichterbaum von 1906 usw.).

W. Heim